

## 2. Raumbezogene Bindungen in historischer Perspektive und aktuellen Kontexten

„Heimat“ – wenige Begriffe erscheinen zugleich derart problematisch in der Verwendung, semantisch unkonkret und wohl doch (emotional) eindeutig im Hinblick darauf, „deutlich zu machen, daß man sich an einem Ort zu Hause und geborgen fühlt“ (Herlyn 1990, 181f.). Vielfach erleichtert deswegen die Betrachtung belletristischer bzw. biografisch orientierter Erzählungen den wissenschaftlichen Zugang – in diesem Fall zur alltagsweltlichen Bedeutung raum-, orts- und objektbezogener Bindungen. Denn trotz aller Objektivierungs- und Operationalisierungsversuche steht „am Ende“ immer die (Veränderung der) Lebenswelt der Menschen, wie sie sie im Alltag gewohnheitsmäßig erleben, im Mittelpunkt. So beschreibt beispielsweise Frank McCourt in seinen Erinnerungen an unterschiedliche Lebensabschnitte als irischer Einwanderer in New York seine Reaktion auf den Abriss eines für ihn mit zahlreichen Erinnerungen verbundenen Hauses:

„Statt gleich nach Hause zu gehen, kann ich mich noch auf Mrs. Austins Vortreppe setzen und auf den Inhalt meiner zehn Jahre in New York zurückblicken, auf den Ärger, den ich bekam, als ich mir im Kino an der 68th Straße mit meiner Zitronenbaisertorte und meiner Flasche Ginger-ale den Hamlet ansehen wollte.

Mrs. Austins Haus ist weg. An seiner Stelle steht ein großes neues Gebäude, ein Findelhaus, und es treibt mir die Tränen in die Augen, daß da meine erste Zeit in der Stadt einfach abgerissen wurde. Wenigstens das Kino ist noch da, und es liegt wohl an dem vielen Bier, daß ich den ganzen Körper mit ausgebreiteten Armen gegen die Kinowand presse, bis endlich ein Kopf aus dem Fenster eines Polizeiautos ruft, hey, Kumpel, was soll das denn werden?

Was, wenn ich ihm von Hamlet und der Torte erzähle, von Mrs. Austin und der Nacht des Glöggs, daß ihr Haus weg ist und damit auch mein möbliertes Zimmer und daß die Frau meines Lebens einen anderen hat, und ist es strafbar, Officer, ein Kino voll trauriger und glücklicher Erinnerungen zu küssen, wenn das der einzige Trost ist, der einem bleibt, Officer?“ (McCourt 2001, 392).

Die Erinnerung an den mit dem Haus und der „Gegend“ biografisch-symbolisch verbundenen Lebensabschnitt und das Bewusstsein des Verlustes lösen beim Protagonisten eine starke körperlich-emotionale Reaktion aus: es treibt ihm die Tränen in die Augen und er „klammert“ sich quasi körperlich an die verbliebenen Reste. Heimat wird so vielfach auch beschrieben als ein „Ausgangspunkt“ – von dem man sich zwar entfernen (oder emanzipieren) kann, der aber durch die Opti-

on der (tatsächlichen) Rückkehr bzw. des abrufbaren Bezugs Stabilität und (biografische) Kontinuität vermittelt. Verschwindet aber der konkrete Ort, ist diese Rückkehr sowohl im unmittelbaren, als auch im übertragenen Sinn der Erinnerung und der Symbolfunktion kaum möglich – das, was materiell noch als Symbolträger vorhanden war, wird abgerissen, Erinnerung damit abstrakt-entfermt und in diesem Sinne quasi enteignet. Das Zitat verdeutlicht die biografisch-emotionale Relevanz eines in der lokalen Materialität verankerten und symbolisierten Ortsbezugs und zeigt den ansonsten schwer fassbaren Bezug zur Lebenswelt, zum Alltag der Menschen<sup>5</sup>. Dieser Bereich wird von Herlyn als „lokaler Lebenszusammenhang“ beschrieben, auf den sich idealtypisch ein wesentlicher Teil des Alltags von Personen(gruppen) bezieht und/oder der als Lebenswelt mit bestimmten Funktionen und Assoziationen belegt ist (Herlyn 2010, 234). In der Literatur finden sich für diesen ‚Nahraum‘ unterschiedliche Begrifflichkeiten, denen aber ein geographisch relativ kleiner Maßstabsbereich (auf bzw. unterhalb der Quartiersebene) und auch bestimmte alltagspraktische, soziale sowie symbolische Funktionen gemeinsam sind.

Nichtsdestotrotz erweist sich Heimat nicht nur historisch-politisch als ein ‚schwieriges Feld‘ – vielmehr verweisen zahlreiche Publikationen trotz der individuellen und kollektiven Erlebbarkeit von Heimat im Sinne räumlicher Zuordnung auch auf die Uneindeutigkeit des Begriffs und die Vielschichtigkeit seiner Bedeutungen: So sei Heimat „angesiedelt zwischen politischen Forderungen und psychischen Befindlichkeiten, zwischen Rechtsansprüchen und philosophischen Deutungen, zwischen philologischen, soziologischen und historischen Erklärungen, zwischen religiösen und rein materiellen Konnotationen“ (Weigant 1997, 13). ‚Beheimatung‘ im Sinne einer emotionalen räumlichen Verortung stellt dabei zwar eine relativ moderne Ausprägung dar, nichtsdestotrotz werden ‚räumliche Verortungen‘ durchaus als anthropologisch-ontologische Konstante interpretiert, die jeweils epochentypische Ausprägungen annehme (vgl. Bossle 1990; Bortz 2004, 35).

Die Ausführungen in diesem Kapitel haben das Ziel, aus einem historischen Aufriss des (westeuropäischen) Heimatverständnisses und der wissenschaftlichen Bearbeitung des Heimatphänomens jene invarianten, epochenüberdauernden Elemente herauszuarbeiten, die bis ins 21. Jahrhundert Bestandteil des

---

5 Beide Begriffe – Alltag und Lebenswelt – rekurren dabei auf die phänomenologische Soziologie von Alfred Schütz in Anlehnung an die Philosophie Edmund Husserls, aber auch auf die Thematisierung ‚alltäglicher Praxen‘ in den Arbeiten Georg Simmels (u.a. zu Essgewohnheiten). Alltag kann so verstanden werden als „die Summe der Bedingungen, unter denen sich Handlungen und Orientierungen von Menschen in ihrer gewohnten Umgebung vollziehen“ (Klein 1998, 10).

Verständnisses und der Erforschung raumbezogener Bindungen sind. Während ‚Heimat‘ als Begriff relativ abstrakt vor allem auf kulturgeschichtlich bzw. im kollektiven Gedächtnis (Halbwachs) verankerte Aspekte raumbezogener Bindungen verweist, waren und sind verschiedene wissenschaftliche Ansätze im Rahmen theoriegeleiteter oder empirischer Arbeiten darum bemüht, diese Mensch-Raum-Beziehung zu konkretisieren und dafür auch neue Begrifflichkeiten zu prägen.

## 2.1 Heimat als historische und aktuelle Kategorie räumlicher Zuordnung

Das moderne Heimatverständnis entwickelt sich in Europa im Wesentlichen mit den sozioökonomischen Umwälzungen der industriellen Revolution bzw. als Reaktion auf die damit verbundenen ‚Verlusterfahrungen‘. ‚Modern‘ wird es insofern genannt, als dass es bis ins 20. und 21. Jahrhundert die Erfahrungs- und Lebenswelt ‚moderner Gesellschaften‘ spiegelt, die ihren Ausgangspunkt in der politisch-ökonomischen ‚Doppelrevolution‘ (Hobshawm, Aufklärung bzw. französische Revolution und Industrialisierung) nimmt (vgl. Schäfers 1998, 246ff.; Gall 2004, 103ff.). Sie verändert Gesellschaften „in ihren materiellen, sozialen, kulturellen und institutionellen Beständen“ derart, dass diese „auf neuartige Weise zum Problem“ werden (Rosa et al. 2007, 13). Diese Veränderungen – Erwerbsarbeit, soziale und geographische Mobilität, Säkularisierung und die Entwicklung eines ausdifferenzierten Rechtssystems – sind „Voraussetzung und Folgen der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung“ (Zapf 2008, 260). Diesem Zusammenhang widmet sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts die Soziologie – einerseits hoffnungsvoll mit Blick auf Gestaltungs- und Entwicklungspotentiale von Technisierung, Demokratisierung und allgemeinem ‚Fortschritt‘, andererseits warnend hinsichtlich eventueller negativer Folgen oder ‚Kollateralschäden‘ (vgl. Rosa et al. 2007, 15; Haring 2001). Wenn dabei Modernisierung verstanden wird als „langfristige Differenzierung gesellschaftlicher Teilsysteme bzw. als steigende Autonomie der Subsysteme“ (Zapf 2008, 261), stellt sich auf gesamtgesellschaftlicher Ebene die Frage, wie gesellschaftliche Integration trotz zunehmender Autonomie möglich ist. Auf individueller Ebene werden Entfremdungserscheinungen, Sinn- und Verlust des Vertrauten sowie der Handlungsautonomie thematisiert (vgl. ebd.; Rosa et al. 2007, 15/23ff.)<sup>6</sup>.

---

6 Im Einzelnen differenzieren Rosa et al. modernisierungstheoretische Ansätze dahingehend, welche Dimension von Modernisierung sie jeweils in den Mittelpunkt stellen: Domestizierung (des Naturverhältnisses), Rationalisierung (und Nutzenmaximierung), Differenzierung (Strukturierung in Teilsysteme) und/oder Individualisierung. Jede Dimension weise dabei

Modernisierung wird dabei insofern als ontologisch beschrieben, als dass beispielsweise Rosa et al. „eine geschichtliche Bewegungstendenz von Gesellschaften“ konstatieren (2007, 14). Sozioökonomischer Wandel, dessen Auswirkungen und die Wahrnehmung dieser Prozesse nehmen jedoch in unterschiedlichen Epochen spezifische Formen und Ausmaße an – diese Kontextbedingungen stehen in den folgenden Abschnitten im Hinblick auf das ‚Heimatphänomen‘ im Mittelpunkt: wie verändert sich das vormoderne Heimatverständnis mit den Umwälzungen seit Beginn der Industrialisierung? Welche inhärenten Bedeutungen haben bis heute überdauert und prägen so latent-symbolisch das Begriffsverständnis und welche Rolle spielen dabei Planung und wohlfahrtsstaatliche Regulation?

Die Gliederung in drei Epochen – Vormoderne, Hochmoderne und Heimat Ende des 20. Jahrhunderts – folgt dabei dem Gedanken, dass mit Industrialisierung, Demokratisierung und Verstädterung etwas fundamental Neues das Leben der Menschen grundsätzlich in der gewohnten Form verändert (es umfassend ‚(hoch)modernisiert‘). Mitte des 20. Jahrhunderts scheint diese neue Grundstruktur einerseits weitgehend ‚etabliert‘ – Rationalisierung, wohlfahrtsstaatliche Entwicklung und durchgreifende Demokratisierung machen das Leben für viele Menschen, aber auch für Politik und Verwaltung planbar, die meisten gesellschaftlichen Funktionsbereiche sind hochgradig reguliert. Andererseits erhält das Gewohnte mit den als ‚Globalisierung‘ und ‚Digitalisierung‘ beschriebenen Prozessen Brüche. Auch sozialstaatliche Reformen lassen das Leben als weniger vorhersehbar und das Individuum anstatt des Staates als verantwortlichen Akteur (‚Fördern und Fordern‘, ‚Unternehmerisches Selbst‘) erscheinen (vgl. Rosa et al. 2007, 23ff.; Lipp 1997; Bausinger 1990; Köstlin 1996).

### *2.1.1 Heimat in der Vor- und Frühmoderne*

Historisch wurde Heimat seit dem 15. Jahrhundert verstanden als „Ort, Land, wo man geboren, wo man zu Hause ist, Vaterland“ (Pfeifer 1993, 525). Diese Zu-

---

spezifische ‚Pathologien‘ auf, die sich in der Folge des Modernisierungsprozesses für Individuum und Gesellschaft ergeben und von den VertreterInnen problematisiert werden: Zerstörung der natürlichen und gesellschaftlichen Lebensgrundlagen (Marx, Adorno); Sinnverlust und Etablierung von Sachzwängen (Weber, Habermas); Desintegration (Luhmann, Parsons); Vereinsamung, Konsumption (Simmel, Elias) (2007, 19ff.). Die soziologischen Theorien der Modernisierung lassen sich in diesem Zusammenhang weiterhin grob unterscheiden in struktur- (Luhmann, Parsons) und handlungstheoretische Ansätze (Elias, Bourdieu), sowie jene Theorien zur Überwindung des ‚Mikro-Makro-Dualismus‘ (Giddens, Habermas) (vgl. Treibel 2006; Rosa et al. 2007, 16f.).

ordnungen gehen etymologisch zurück auf den Begriff ‚Heim‘ mit seiner Bedeutung von „Zuhause, Wohnung, Wohnstätte für einen bestimmten Personenkreis, Stätte für Zusammenkünfte“ (Pfeifer 1993, 524). Diese Orte waren sprachlich wiederum assoziiert mit den Begriffen Boden, Wohnung, Siedlung, Sicherheit, Ruhe; die Wortgeschichte verweist zudem mit ihren assoziativen Bedeutungen von ‚Stammsitz‘ und ‚Erbbesitz‘ (Kluge 2002, 402) auch auf überdauernde zeitliche Kontinuität sowie Besitzrechte.

Das Heimatverständnis der Frühmoderne ist in diesem Sinne bis etwa Mitte des 19. Jahrhunderts assoziiert mit Besitz und Recht und somit auch räumlich sehr konkret: „Heimat war Synonym für Haus und Hof. (...) Zu dieser ältesten Bedeutung kommt die Erweiterung auf Geburts- und Wohnort“ (Greverus 1979, 63). Das Individuum wird zu dieser Zeit durch Geburt, Einheirat oder Besitzerwerb auf ein Territorium verwiesen, mit dem bestimmte ‚Heimatrechte‘ verbunden sind; dazu gehörten der Niederlassungs- und Gewerbeanspruch sowie ein Versorgungsanspruch bei Krankheit oder Armut. Heimat meinte in diesem Sinne vor allem soziale und wirtschaftliche Sicherheit, die weniger bzw. nicht unbedingt identisch ist mit einer entsprechenden emotionalen Zuordnung (vgl. Lipp 1997, 56; Greverus 1979, 63). Dieses an Besitz gebundene Verständnis bezog sich folglich auf einen Personenkreis, der auch tatsächlich über persönlichen bzw. Familienbesitz verfügte. Nur ihm war es möglich, auch den ‚Heimatspflichten‘ nachzukommen, d.h. seinerseits die Gemeinde in Form von Abgaben zu unterstützen. Dies schloss beispielsweise Besitzlose, BettlerInnen, TagelöhnerInnen aus, denen lediglich abstrakte Bezüge zu Regionen oder die christliche Idee einer himmlischen Heimat zugänglich gewesen seien (Cremer/Klein 1990, 35; vgl. Bausinger 1990, 77ff.; Bortz 2004, 32).

Darüber hinaus war Heimat vor allem männlich konnotiert, weil Frauen nicht eigenständig über Grundbesitz und damit über Heimat in diesem rechtlichen Sinne verfügten. Blieben sie unverheiratet oder ehelichten einen Mann aus einer anderen Gemeinde, mussten sie stattdessen ihre (elterliche) Heimat verlassen, um als Diensthilfen in die Stadt oder als Ehefrau in die Gemeinde ihres Ehemannes zu gehen (vgl. Köstlin 1996, 329; Büttfing 1990).

Der besitz- und geburtsrechtliche Fokus des Heimatrechts entspricht allerdings den Bedingungen einer „stationären Gesellschaft“ (Bausinger 1990, 78). Deren ortsgebundene Lebensweise war spätestens mit Einsetzen der industrialisierungsbedingten Wanderungsbewegungen für die meisten Menschen nicht aufrecht zu erhalten (vgl. Reulecke 1985, 68ff.). Als Anpassung an die zunehmende Mobilisierung der Gesellschaft setzte sich etwa ab 1850 statt des Heimatwohnsitzes die Institution des Unterstützungswohnsitzes durch. Nicht mehr die Geburts- sondern diejenige Gemeinde war nun zur Unterstützung verpflichtet, in der sich eine Person die letzten zwei Jahre aufgehalten hatte (Bortz 2004, 33).

Heimat blieb dabei stark von sozialen und sozialpolitischen Rahmenbedingungen abhängig; sie galt weiterhin weniger als „emotionaler Besitz“ (Bausinger 1990, 79) und war „keine Erlebniskategorie subjektiv vollzogener Zuordnung“ (Greverus 1979, 64).

Das Heimatverständnis der Vormoderne ist charakterisiert durch die besondere Betonung der Aspekte Besitz, Recht und Versorgung; diesen materiell-rechtlichen, den Lebens- und Verfügungsraum von Individuen und Gruppen real bestimmende Rahmen hat Treinen (1965) als „institutionellen Ortsbezug“ benannt. Zwar sind diese im wahrsten Sinne des Worte (über)lebenswichtigen Faktoren im Zuge gesellschaftlicher Modernisierung vermehrt in den Hintergrund getreten, nichtsdestotrotz besitzen sie noch heute vor allem emotional-symbolische Prägekraft. So greifen die meisten empirischen Untersuchungen zur Erhebung und Erklärung raumbezogener Bindungen unter anderem auf Indikatoren wie Geburtsort, Ansässigkeitsdauer, Familiensitz und Grundbesitz zurück (vgl. Treinen 1965, 86; Giuliani 2003; Altmann/Low 1992; Konda 1995, 17). Insbesondere rechtliche Aspekte beeinflussen weiterhin mittel- und unmittelbar die Entstehung und Ausgestaltung von Ortsbindungen: Eigentum bindet beispielsweise als Immobilienbesitz an einen konkreten Ort und die Staatsangehörigkeit hat Einfluss auf kommunale Meldepflichten oder rechtliche Aspekte des Niederlassungs- und Mitbestimmungsanspruchs. Der Institutionalisierung von Heimat als rechtlich konkretem Ortsbezug wird auch im Hinblick auf eine Festbeschreibung der räumlichen Bindung im kollektiven Gedächtnis eine wichtige Rolle zugeschrieben: da „der Ortsbezug durch örtliche ‚Heimatrechte‘ institutionalisiert war“ sei die Ausbildung eines Ortsbezugs „durch die Erinnerung an das Heimatrecht erleichtert und traditionell verankert worden“ (Treinen 1965, 84f./86).

### *2.1.2 Heimat in der Hochmoderne*

Mit dem Einsetzen gesellschaftlicher Modernisierung, Industrialisierung und Verstädterung ab Mitte des 19. Jahrhunderts geht eine Emotionalisierung und Romantisierung des Heimatverständnisses einher. Heimat wird ‚abstrakter‘ – auch, weil sie in der gesellschaftlichen Realität weniger als zuvor mit rechtlichen und Besitzansprüchen verbunden wurde. Gleichzeitig lässt sich eine mehrfache Verschiebung der räumlichen Bezugsebenen beobachten, die von lokalen bis zu nationalstaatlich-territorialen Assoziationen reichen. Industrialisierung und Verstädterung gingen einher mit einem „Unbehagen an der Moderne“ (Cremer/Klein 1990), das wesentlich auf der Wahrnehmung extremer gesellschaftlicher, ökonomischer und politischer Wandlungsprozesse beruhte. Einerseits wurden Hand-

lungsroutinen und Selbstverständlichkeiten in Frage gestellt, andererseits aber auch Handlungsspielräume sowie soziale und räumliche Mobilität ermöglicht (vgl. ebd., 44f.). Die zunehmende Freisetzung der Menschen habe zu einer Wiederentdeckung der ‚verlorenen‘ Heimat geführt. Diese konnte nun zwar im Sinne eines emotionalen Gutes betrachtet, beschrieben und besungen, aber nicht mehr mit einem lokalen Rechtsanspruch verbunden werden (Mitscherlich 2004, 2). Als Gegenbild zum allgegenwärtigen Wandel sei Heimat daher gerade dort verankert worden, wo Veränderungen am wenigsten sichtbar und spürbar gewesen seien: in der Natur oder im Rückzug ins Private suchte man Dauerhaftigkeit und Gleichmaß: „Heimat ist hier *Kompensationsraum*“ (Bausinger 1990, 80, Herv.i.O.; vgl. Greverus 1979, 64).

Einerseits ist in diesem Zusammenhang der erste Bezug zur Stadt (-soziologie und -planung) offenbar, denn ein romantisches Heimatverständnis sieht Heimat als Gegenpol, als ideales Negativ zur verstädterten, industrialisierten und entfremdeten Gesellschaft. Andererseits ist Heimat zu dieser Zeit auch stark mit dem Begriff der Nation assoziiert bzw. von diesem überlagert, so dass sich ein erhebliches maßstäbliches Spektrum ergibt. Die Fokussierung auf die nationalstaatliche Ebene ist dabei nicht nur durch den Bedeutungszuwachs bzw. die Herausbildung europäischer Nationalstaaten auf politischer Ebene begründet. Zwar lässt sich im Zuge europäischer Kolonisierungs- oder Kriegsbestrebungen im 18. und 19. Jahrhundert eine symbolische Überhöhung ‚der‘ (jeweiligen) Nation konstatieren. Jedoch geht es auch in diesem Zusammenhang um die (emotional-symbolische) Kompensation eines Verlustes, bedingt durch eine „Prekarität des überschaubaren Raumes“. Denn mit der ‚Ausweitung‘ des Bekannten und Erreichbaren mittels territorialer Expansion, Kolonisierung und Kartierung und dem damit einhergehenden Bewusstsein um die Existenz einer unbekannt abstrakten ‚Fremde‘ sei ein Gefühl der Bedrohung der ‚eigenen‘, bekannten und territorial überschaubaren Heimat einhergegangen (Gebhard et al. 2007, 13ff.).

Neben dem Verlust gewohnter Lebensverhältnisse wird allerdings auch eine Demokratisierung von Heimat konstatiert, denn diese sei als Bild und Idee nun theoretisch jedem zugänglich gewesen (vgl. Köstlin 1996, 330). Ende des 19. Jahrhunderts entstand in vielen europäischen Staaten eine organisierte Heimatbewegung, die ihren Ausdruck in unterschiedlichen Themenbereichen und Organisationsformen fand (unter anderem die Hemslöjd-Organisation und die Einrichtung von Freilichtmuseen in Skandinavien, die englische Gartenstadtbewegung, sowie Naturschutz- und Trachtenvereine) (vgl. Lipp 1990, 163; Gebhard et al. 2007, 22). Im deutschsprachigen Raum bildeten sich zunächst einzelne Gruppierungen und Vereine bevor sich 1904 einzelne Vertreter sowie Heimat-, Trachten-, Wander- und Naturschutzvereine zum Deutschen Bund



Heimatschutz (DBH) zusammenschlossen. Hinsichtlich der Programmatiken und Zielsetzungen lässt sich zunächst übergreifend eine modernisierungskritische bis -ablehnende Haltung konstatieren (vgl. Gebhard et al. 2007, 26), die im weiteren Verlauf eine Zuspitzung und Politisierung des ursprünglichen Heimat(schutz)gedankens<sup>7</sup> von der Zeit des Kaiserreichs über die Weimarer Republik bis zum Nationalsozialismus erfuhr (vgl. Ditt 1990, 136). Auch die organisierte Heimatbewegung griff zurück auf jene Diskurse um die ‚Verlusterfahrungen der Moderne‘ (Veränderung von Stadt- und Landschaftsbildern, kulturelle Umwertungen, Verarmung, Fortschrittsverunsicherung, Entfremdung) und hatte zum Ziel, regionale kulturelle Überlieferungen zu erforschen und zu bewahren (Ditt 1990: 135; vgl. Donath 2003; Klueting 1991). Dies schloss auch den Erhalt des baukulturellen Erbes, den Schutz von Gesamtanlagen und Ensembles ein<sup>8</sup> (Greverus 1979, 189; vgl. Donath 2003). Als wichtiger Tätigkeitsbereich habe sich so die Bewahrung und ‚Verschönerung‘ des dörflichen bzw. städtischen Erscheinungsbildes, also von Gebäuden, Strukturen und Anlagen, herauskristallisiert (Ditt 1990, 137; vgl. Donath 2003).

Insbesondere zwischen 1933 und 1945 spielte der Aspekt der Bewahrung und Neuschaffung des baukulturellen Erbes – nun im Sinne ‚deutscher Heimatarchitektur‘ – eine erhebliche ideologische und städtebaulich wichtige Rolle. Da aber nicht nur die Bewahrung der materiellen Kultur sondern auch „die Entwicklung und Förderung einer neuen Gesinnung und eine[r] kulturpolitischen Gegenoffensive“ angestrebt wurde, habe dies zu einer Überhöhung und Gleichsetzung von Heimat mit Vaterland und Nation geführt (Ditt 1990, 139). Im Sinne einer ‚Blut-und-Boden-Mythologie‘ sei Heimat wieder auf die Bindung des Einzelnen an geographische Räume sowie entsprechende Rechte und Pflichten bezogen worden, von denen bestimmte Gruppen ausgeschlossen blieben. Im Mittelpunkt stand die Orientierung auf die eigene (deutsche) Nation, das Vaterland sollte dabei als übergreifendes Identifikationsmuster dienen (Bortz 2004, 33ff.). Heimat ist so einerseits abstrakt und integrativ auf die Ebene der Nation verlagert, und erhält andererseits durch die Rückkehr zur rechtlich-territorialen Komponente Exklusions- und Verdrängungsaspekte: das Recht auf Heimat wird nur dem

---

7 Im ‚Heimatschutz‘ erhält das abstrakt-latente Heimatverständnis eine konkrete Ausprägung dahingehend, als dass sich hier Personen, Gruppen oder auch politische Agenden im Hinblick auf die Bewahrung einzelner Aspekte ‚der‘ Heimat hin organisieren: darunter fallen Traditionen, baulich-architektonische Objekte oder Strukturen, sowie Landschaften oder Regionen.

8 Damit unterschied sich die Heimatbewegung beispielsweise von der Denkmalpflege, die den Fokus eher auf „Kultur- und Naturerzeugnisse in ihrer isolierten Einzigartigkeit“ legte (Ditt 1990, 135).



eigenen ‚Volk‘ zuerkannt und – im Sinne von Expansion und Abgrenzung – gegen ‚andere‘ gewaltsam vollstreckt.

In der Hochmoderne ist Heimat also zunächst emotional-symbolischer Kompensationsraum, auch wenn rechtlich-materielle Faktoren weiterhin eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. Im Gewohnten und Vertrauten sowie im Bereich des Selbst-gestaltbaren wird zu Zeiten des Wandels Stabilität, Kontinuität und Orientierung gesucht. Diese individuelle Kompensationsfunktion wird politisch-institutionell aufgegriffen – zunächst bewahrend-antimodernistisch durch die Heimatbewegung, schließlich totalitär-zerstörerisch durch den Nationalsozialismus. Mit der Entstehung von Nationalstaaten und der Gleichsetzung von Heimat und Nation wird die räumliche Zuordnung auf eine abstraktere Ebene transferiert, die weniger den Bezug zur konkreten Alltagserfahrung herstellt. Nichtsdestotrotz deckt der Heimatbegriff damit nun ein Spektrum vom individuellen Rückzugsort bis zur Region und zum Nationalstaat ab und beinhaltet sowohl ein emotionales Verständnis, als auch formal-rechtliche Aspekte. Nach dem zweiten Weltkrieg führen schließlich die Einrichtung demokratischer Institutionen, wohlfahrtstaatlicher Arrangements und der ökonomische Aufschwung auch dazu, dass ‚Heimat‘ auf unterschiedlichen Ebenen wieder mit Sicherheit, Stabilität und Vertrautheit verbunden werden kann. Diese ‚Etablierung‘ und durchgreifende Regulierung wird jedoch als „alle Lebensbereiche durchdringende Standardisierung“ spätestens seit den 1970er Jahren auch als Problem wahrgenommen (s.u.) (Rosa et al. 2007, 25).

### *2.1.3 Heimat Ende des 20. Jahrhunderts – Entwicklungen und Ausblick*

Seit der Gleichsetzung von Heimat mit Nation (und ‚Volk‘) haben bis heute auch revisionistisch-ausgrenzende Heimatinterpretationen mit unterschiedlichen Konjunkturen Bestand – vor allem auch dann, wenn gewohnte Ordnungen und Strukturen bedroht erscheinen (vgl. Keupp 2004, 21; Köstlin 1996). Gleichzeitig habe sich aber – insbesondere seit den 1970er Jahren – ein gegenwartsbezogenes Heimatverständnis entwickelt, in dessen Mittelpunkt nicht eine bewahrend-ausgrenzende sondern vielmehr eine integrativ angelegte, am lokalen Beteiligungs- und Gestaltungsprozess orientierte affektive Orientierung auf den alltäglichen Nahraum steht (vgl. Köstlin 1996, 335f.; Bortz 2004, 37ff.). In dieser *Zusammenführung* vormoderner konkreter Verortungsbezüge und hochmoderner symbolisch-emotionaler Zuordnungen werden nun einerseits regionale Maßstabsebenen vermehrt als Bezugsräume thematisiert (regionale Identität, Metropolregionen). Andererseits werden auch Städte und ihre teilträumlichen Einhei-

ten (Quartiere, Viertel, ‚individuelle Subviertel‘) als Bezugskategorien von Heimat verstanden.

Hier wird der zweite historische Bezug zur Stadt(-soziologie und -planung) offenbar: nicht nur, indem Stadt auch Heimat sein kann, sondern indem diese Entwicklung dezidiert festgemacht wird an einer „wachsenden Kritik am Städtebau und dem Bestreben, die eigene Stadt als Heimat zu definieren“ (Bortz 2004, 37). ‚(Groß-)Stadt‘ tritt damit erstmals explizit in einen positiven Kontext von Heimat und Bindung, während sie bis ins 20. Jahrhundert das Gegenbild eines von Natur- und Landschaftsvorstellungen geprägten Heimatverständnisses darstellt und Gegenstand einer expliziten Großstadtkritik war (vgl. Reulecke 1985, 32ff.; Häußermann/Siebel 2004, 19ff.; Gebhard et al. 2007). Im Gegensatz dazu werden städtische Wohnumgebungen nun vermehrt als alltäglich erlebte Nahwelten beschrieben, die als Ort individueller und kollektiver Aneignung sowie durch ihre Vertrautheit und Symbolkraft zu Kompensationsräumen gegenüber Entfremdungserscheinungen der (erneuten, zweiten) Modernisierung werden können (vgl. Bausinger 1990; Keupp 2004; Beck et al. 1996). Denn analog zu den Entwicklungen im 19. Jahrhundert wird für die 1960er und 1970er Jahre die allgemeine gesellschaftliche Erfahrung einer epochalen Umbruchsituation im Zuge veränderter sozio-ökonomischer Rahmenbedingungen konstatiert: beschleunigte Veränderung und Verlust der Vertrautheit alltäglicher Lebenswelten, Zentralisierung von Planungs- und Entscheidungsmechanismen, Anonymität, Mobilität, Flexibilisierung (vgl. Giddens 1996; Berger et al. 1975; sowie mit konkretem Bezug zur Heimatthematik: Piepmeyer 1990, 96; Lipp 1997, 65f.). Diese Prozesse hätten zu einer Betonung kleinräumiger Strukturen geführt, die „Individualität besitzen und ausstrahlen und Geborgenheit und Behaustheit vermitteln“ (Schlink 2000, 23ff.; vgl. Beck 1997, 88). Heimat wird so zur „intermediäre[n] Ebene zwischen strukturellen Ausgangsbedingungen resp. Veränderungsprozessen und der individuellen Betroffenheit“ (Harth/Herlyn 1996, 140). In diesem Sinne werden regionale und lokale Orientierungen nicht nur als Abwehrhaltungen, sondern vielmehr auch als wichtige Identifikationsfaktoren, „jenseits von Stand und Klasse“ (Beck) verstanden: Einem „kulturell oktrozierten Individualitätszwang“ (Luckmann) stehe ein Mangel an traditionellen Identifikationsmöglichkeiten beispielsweise über Klasse, Religion, Partei gegenüber. Daher böten sich „gleichsam als Residualgröße oder als Ersatz verlorengegangener Verankerungsmöglichkeiten regionalistische und lokalistische Bindungen an“ (Weichhart 2000, 55). Gesellschaftlicher Wandel und die Frage ‚wer bin ich und wo gehöre ich hin‘ als zentrale Forschungs- und Erklärungsdimensionen der Soziologie spielen so auch im Heimatkontext eine zentrale Rolle: Heimat unterliegt sowohl als konkreter Ort wie auch als Verstehenskategorie dem sozioökonomischen Wandel und wird als Gut selbst erst vor dem Hintergrund von Verän-

derungen offenbar und bewusst. Bedrohung und Veränderung wiederum wiegen gleichzeitig umso schwerer, da raumbezogenen Bindungen im Hinblick auf (verlorengegangene oder veränderte) kategoriale Zuordnungen gesellschaftlicher Ordnung eine Kompensationsfunktion zugeschrieben wird (s.o.).

In diesem Zusammenhang wird für die kompensatorische Funktion insbesondere die Bedeutung des Wohnumfeldes (vgl. Blokland 2003, 71ff./157ff.), aber auch des ‚Schonraumes Wohnung‘ betont (Herlyn 1990, 184). So wurde bereits Ende der 1980er Jahre konstatiert, dass bei Gruppen, die ohnehin stark ortsgebunden seien, diese Bindung „angesichts z.B. der Knappheit am Arbeitsmarkt und des zunehmenden Wohneigentums tendenziell eher zu- als abnimmt“ (Böltken 1987, 148; vgl. Häußermann/Siebel 1985). Ende der 1990er Jahre ließ sich diese Tendenz ebenfalls nachweisen: so sei der Anteil der BewohnerInnen ostdeutscher Großsiedlungen, die das Wohngebiet tagsüber nicht verlassen (müssten) erheblich gestiegen; er mache in manchen Siedlungen zwei Drittel der Bevölkerung aus, was die Bedeutung des Wohnumfeldes und damit auch die Anforderungen an Gestaltung und Ausstattung erheblich erhöhe (BMVBW 1999, 33). Auch im Angesicht hoher (arbeitsmarkt- und sozialsystembedingter) Mobilitätsanforderungen wird die Bedeutung und Wertschätzung lokaler Bindungen aktuell kaum in Frage gestellt, wie Gordon Jack zusammenfasst: „Despite the fact that modern life typically involves changes of location, as well as changes within locations strong bonds with particular places endure“ (Jack 2010, 756). So zeigen auch neuere Untersuchungen, dass beispielsweise die Mehrheit befragter Hartz-4-EmpfängerInnen für einen neuen Arbeitsplatz zu weitreichenden Zugeständnissen (u.a. geringere Verdienstmöglichkeiten, schlechtere Arbeitsbedingungen) bereit seien, allerdings weniger als ein Drittel einen Umzug in Kauf nehmen würde. Auch bei Personen ohne ALG-II-Bezug betonen bis zu 56 Prozent dass sie ‚auf keinen Fall‘ für einen Arbeitsplatz umziehen würden (vgl. Bender et al. 2009, 2f.).<sup>9</sup>

Trotz Globalisierung, Mobilität und technischer Entwicklung stellt folglich „der lokale Lebenszusammenhang in Städten und Gemeinden für die Le-

---

9 Gleichzeitig verweist Bortz hinsichtlich einer disziplinbergreifend geführten Diskussion um Globalisierungsprozesse darauf, dass Heimat nicht (mehr) als rein lokalistischer Lebens- und Deutungszusammenhang verstanden werden könne. Stattdessen ist die Alltagswelt ihm zufolge nun zwar geographisch, aber aufgrund (neuer) Migrations- und Kommunikationsprozesse bzw. -möglichkeiten nicht mehr unbedingt auch sozial und kulturell lokal gebunden (Bortz 2004, 42ff.). Auch wenn sich der Alltag weitgehend an einem konkreten Ort abspielt, sind soziale Beziehungen über weite Entfernungen aufrecht zu erhalten und Anpassungen an soziale und kulturelle Gegebenheiten vor Ort weniger notwendig. Nichtsdestotrotz bleibt auch für Bortz eindeutig, dass Heimat heute (nach wie vor) „mit einem bestimmten geographischen Raum verbunden wird“ (2004, 38).

bensqualität und die einzelnen Lebensverläufe eine nicht zu vernachlässigende Größe dar(...)“ (Herlyn 1990, 173; vgl. Konda 1996, 1; Mitzscherlich 2004, 4). Die Vorstellungen von einem Sicherheit, Vertrautheit und Kontinuität vermittelnden Kompensationsraum haben bis ins 21. Jahrhundert auch im Sinne ‚postmaterieller Werte‘ (Inglehart) einerseits und der Herausforderung neuer arbeitsmarktbedingter oder ökonomischer Unsicherheiten andererseits Bestand und werden in unterschiedlichen Konjunkturen thematisiert (vgl. Bormann 2001, 239ff.; Binder 2003; Opaschowski 2005; Eger 2005).

Dabei steht der Bedeutung des lokalen Nahraums und seiner Kompensationsfunktion seit jeher seine Bedrohung durch allgemeinen gesellschaftlichen Wandel einerseits sowie durch hoheitlich-planerische Eingriffe andererseits gegenüber. In diesem Zusammenhang spiegeln auch die Zielsetzungen und Maßnahmen von Stadtpolitik und -planung seit den 1970er Jahren jene „Tendenz zur lokalen Orientierung“ (Göschel 1987, 91): unter anderem beispielsweise durch den erheblichen Bedeutungszuwachs von (erhaltenden) Sanierungsmaßnahmen, das Bemühen um die Erhaltung von ‚Altem‘, ‚Lokalem‘ und ‚Historischem‘ im Rahmen des Denkmalschutzes, die (gesetzliche) Etablierung demokratischer, bürgernaher (Beteiligungs-)Strukturen, die Sensibilisierung für Umweltschutz sowie im Rahmen der Thematisierung regionaler Ungleichgewichte und des kleinräumigen Standortwettbewerbs (vgl. Bormann 2001, 236ff.). Das Beispiel der westdeutschen Sanierungspraxis zeigt diese Entwicklung deutlich auf: politisch erhielten im Zuge der ‚behutsamen Stadterneuerung‘ die Demokratisierung von Stadtentwicklungsprozessen, sowie eine an den Folgen ihres Handels reflexiv orientierte Stadtplanung an Bedeutung; städtebaulich stand vermehrt die Erneuerung und der Erhalt bestehender Strukturen – auch unter ökologischen und nachhaltigen Gesichtspunkten – im Mittelpunkt; und schließlich etablierte sich eine vorbereitend und begleitend forschende wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Fragen der Betroffenheit durch und der Folgen von Sanierungsmaßnahmen. Auch im Rahmen der tagebaubedingten Umsiedlungen erhielten die Aspekte raumbezogene Bindungen und Sozialverträglichkeit schwerwiegender Eingriffe erhebliche Relevanz. Beide Beispiele sollen daher in einem eigenen Kapitel daraufhin untersucht werden, inwiefern das Wissen um die Bedeutung raumbezogener Bindungen Eingang sowohl in den die Eingriffe begleitenden politischen und wissenschaftlichen Diskurs als auch die Umsetzungspraxis vor Ort gefunden hat.

Derartige Eingriffe kennzeichnet ein Zyklus von Problemwahrnehmung, Eingriff, Veränderung und Verlust: ein ‚Problem‘ kann sich dabei vielfältig artikulieren bzw. politisch-administrativ aufgenommen werden, es ist im Wesentli-

chen gekennzeichnet von der Wahrnehmung bzw. (diskursiven) Etablierung eines Handlungsbedarfs<sup>10</sup>. Eingriffsmaßnahmen sollen dann ausgehend vom festgestellten Bedarf und einer diesbezüglich formulierten Zielstellung direkt vor Ort ‚einwirken‘ und sind aufgrund der durchgeführten Veränderungen auch immer mit Verlusterlebnissen in unterschiedlichen Dimensionen verbunden. Der Verlust und eine in diesem Sinne festgestellte Betroffenheit lässt sich in Bezug auf die raumbezogenen Bindungen über die Angewiesenheit der Betroffenen auf infrastrukturelle Ausstattungen und Orientierungsfreundlichkeit, lokale soziale Netzwerke, sowie die Gewöhnung an eine bestimmte städtebaulich-materielle Struktur und deren Symbol- und Repräsentationsfunktion erschließen. Die Betroffenen sind so in unterschiedlichem Ausmaß an den jeweiligen Ort *ge-bunden* – wie diese Bindungen entstehen, welche Ausprägungen und welche Relevanz sie annehmen, sollen die folgenden Abschnitte verdeutlichen.

## 2.2 Operationalisierung eines Phänomens – Heimat als Thema wissenschaftlicher Theorie und empirischer Forschung

„Jeder Stadtbewohner fühlt sich mit irgendeinem Teil seiner Stadt eng verbunden, und sein Bild malt sich in den Farben von Erinnerungen und Bedeutungen“ (Lynch 1989, 10).

Ähnlich wie andere existenziell menschliche Sinnzusammenhänge wie ‚Liebe‘ oder ‚Glaube‘ beinhaltet der Heimatbegriff einerseits überdauernde Deutungen: die einer positiven Zugehörigkeit, Identifikation und Stabilität sowie einer grundsätzlichen territorialen Verortung. Andererseits lassen sich epochentypische, sozialem Wandel unterliegende Interpretationen aufzeigen. Raumbezogene Bindungen werden zudem vielfach als meist (alltäglich) unbewusste Zuordnun-

---

10 Vgl. beispielsweise Bernt (2003b, 13), der in diesem Zusammenhang sinngemäß differenziert zwischen ‚Sanierung als bereits bestehendem Problemkontext‘ und dem eigentlichen ‚Prozess der Problemkonstruktion‘, bei dem Interessen, Macht und Ideologien zentrale Bedeutung zukomme. Schetsche konstatiert einen zyklischen Verlauf der Problemanerkennung, der ggf. auch Rückschläge oder das Scheitern einer Problemkarriere beinhaltet: ausgehend von einem ‚sozialen Sachverhalt‘ wird durch erste Thematisierungen bzw. den ‚primären Akteur‘ (1) ein Problemmuster angelegt, dessen öffentliche Anerkennung erfolge, indem Massenmedien darüber berichteten und Rezipienten reagierten (2); wenn diese Implementierung des Problemsachverhaltes gelingt, erfolgt eine staatliche Anerkennung mittels politischer Diskussion (3), die ggf. Maßnahmen zur Problembekämpfung hervorbringt (4), die wiederum eine Problemlösung (5) zum Ziel haben. Sowohl die Etablierung eines Problemfeldes als auch die Generierung von Bekämpfungsstrategien sowie die Problemlösung können auf vielfältige Art scheitern – beispielsweise wenn dass mediale Interesse abnimmt, einzelne Instanzen die Zuständigkeit für die Problembehandlung negieren oder die Maßnahmen zur Problembekämpfung nicht anschlagen (Schetsche 2008, 69).

gen beschrieben, die erst und vor allem mit ihrer Bedrohung oder Zerstörung individuell oder kollektiv in ihrer Bedeutung zu Tage treten. Was Heimat (je-weils) ist und bedeutet, ist daher begrifflich wie inhaltlich schwer zu fassen und so verweisen zahlreiche AutorInnen über Jahrzehnte hinweg auf die besondere Problematik, das ‚Heimatphänomen‘ zu operationalisieren (vgl. Treinen 1965, 73f.; Greverus 1972, 27; Bossle 1990, 133; Cremer/Klein 1990, 35; Bausinger 1990, 76f; Reuber 1993; Bortz 2004, 35).

Nichtsdestotrotz entspricht der sehr konkreten ‚alltagspraktischen‘ Bedeutung raumbezogener Bindungen (vgl. Abschnitt 2.2.2; 2.3) eine Fülle wissenschaftlicher Thematisierungen und Forschungen in unterschiedlichen Disziplinen. Diese spiegeln einerseits die Epochen besonderer ‚Heimatrelevanz‘ vor dem Hintergrund erheblicher Wandlungserscheinungen, andererseits verweisen sie auf das Bedeutungsspektrum raumbezogener Zuordnung zwischen subjektiv-individuellen und kollektiv-kommunikativen Prozessen. Gerade die Soziologie griff als ‚Krisenwissenschaft‘ ab Mitte des 19. Jahrhunderts theoretisierend auch die Bedeutung des materiellen und sozialen Raums sowie entsprechender Bindungen im weitesten Sinne auf (vgl. Treinen 1965; Giuliani 2003). Bormann hebt in diesem Zusammenhang die Bedeutung soziologischer und psychologischer Identitätstheorien hervor, die seit Ende des 19. Jahrhunderts die Rolle der physischen Umwelt für die Mensch-Umwelt-Beziehung aufgegriffen hätten; ebenso seien Raumbezug und Räumlichkeit in den phänomenologisch, ethnomethodologisch und interaktionistisch geprägten Mikrosoziologien als zentrale Ansatzpunkte herausgearbeitet worden (Bormann 2001, 261).

Ebenso wird – wie es auch diese Arbeit voraussetzt – ein deutlicher Bezug zur speziellen Gemeinde- und Stadtsoziologie festgestellt, „where concerns with local sentiment are intimately linked to a central question of the discipline: What are the consequences of the emergence of modern society for social and sentimental bonds“ (Hummon 1992, 256; vgl. Lawrence/Low 1990, 456).

Insbesondere seit Mitte des 20. Jahrhunderts ist eine deutliche Zunahme der theoretischen und empirischen Bearbeitung unterschiedlicher Aspekte raumbezogener Bindungen in verschiedenen Disziplinen auszumachen: phänomenologisch orientierte humangeographische Arbeiten interpretierten raumbezogene Bindungen in diesem Zusammenhang als fundamentales menschliches Bedürfnis (Giuliani 2003, 147). Der konkrete, gelebte Ort stelle dabei „eine Grunddimension sozialer Erfahrung dar, da die räumliche Umwelt symbolisches Material für alltägliche Sinngebungsprozesse liefert“ (Bormann 2001, 269). Auch die Stadtsoziologie behandelte den Einfluss von Dichte, Wohndauer und sozialen Netzwerken auf die Ortsverbundenheit (vgl. Twigger-Ross et al. 2003, 211ff.). Dabei wurden zwar im Rahmen der ‚Community Studies‘ insbesondere die Bedeutung der Gemeindebindung sowie Fragen sozialer Kohäsion auf kommunaler Ebene

betont, im Fokus standen aber vor allem die Analyse und Bedeutung sozialer Netzwerke und Nachbarschaftsbindungen, weniger die emotionale Bindung an einen konkreten Ort (Giuliani 2003, 144f.; vgl. Bormann 2001, 263f.; Bodzenta 1981, 20). Vielfach rückten Ortsbindungen darüber hinaus in Form und als Resultat von Wohn- und Wohnumfeldzufriedenheit in den (anwendungsbezogenen) Fokus soziologischer und psychologischer Einzeldisziplinen (vgl. Schmied 1987, 131; Bortz 2004, 36). Zusammenfassend werden diese in unterschiedlichen Disziplinen zur Thematik der raumbezogenen Bindungen verfassten Studien und Publikationen im weiteren Textverlauf als ‚Bindungsforschung‘ bezeichnet.

Nicht nur im Rahmen aktueller Arbeiten, die die nach wie vor hohe theoretische wie empirische Relevanz dieses Themas spiegeln (vgl. u.a. Bormann 2001; Bortz 2004; Christmann 2004; Eger 2005; Weichhart et al. 2006), sondern auch im historischen Rückblick zeigt sich die enge Verbindung von alltagspraktischer Relevanz und wissenschaftlicher Aufarbeitung des Heimatphänomens: so entstand eine der ersten Studien im Hinblick auf emotional besetzte raumbezogene Bindungen im Rahmen der Umsiedlungen der Bostoner Sanierungsprogramme in den 1950er Jahren (vgl. Fried 1963). Auch die bundesdeutsche Sanierungspraxis der 1960er und 1970er Jahre brachte vorbereitende wie begleitende Studien hervor, die Fragen der funktionalen, sozialen und symbolischen Verortung sowie deren Gefährdung durch Sanierungsmaßnahmen thematisierten (vgl. Abschnitt 3.1). Gleiches gilt, wenn auch quantitativ weniger bedeutend, für Untersuchungen zu Umsiedlungspraktiken und -folgen im Rahmen des Tagebaus (vgl. Abschnitt 3.2). Für den Bereich des aktuellen Stadtumbaugeschehens wird nach wie vor ein Nachholbedarf an sozialwissenschaftlichen Begleit- und Grundlagenstudien im Hinblick auf die (lokale) Praxis und die Auswirkungen des Stadtumbaus konstatiert. Allerdings finden sich einzelne Publikationen sowie deutlich mehr kapitelweise Einlassungen zu dieser Thematik (vgl. Abschnitt 4).

Trotz dieser durchaus weit zurückreichenden und vielfältigen Thematisierung werden sowohl im Hinblick auf die theoretische Konzeptionierung als auch bezogen auf die empirische Erhebung und Darstellung raumbezogener Bindungen Defizite aufgezeigt. So seien theoretische und empirische Arbeiten, die sich explizit mit dem Verhältnis von affektiven Bindungen und physischer Umwelt auseinandersetzen, eher selten gewesen (Twigger-Ross et al. 2003, 212). Im Hinblick auf theoretische Konzepte sowie durchgeführte Studien wird darüber hinaus das Ignorieren eines räumlichen Bezugs bis in die 1990er Jahre bemängelt. Denn „[c]oncepts of emotional and cultural attachments to the physical environment were not salient during the early days of research on people-environment relations” (Altman/Low 1992, 2; vgl. Weichhart 1990; Konda 1995; Giuliani 2003; Kazig/Wiegandt 2006). Auch die Stadt- und Regionalsoziologie habe sich mit der Frage, „welche Bedeutung die Stadt für den Stadtbürger haben



kann, in welcher Form er ihr Sinn zuschreibt und inwiefern er sich ggf. mit ihr identifiziert“ äußerst selten beschäftigt (Christmann 2004, 7). Hinzu komme eine Einschränkung der Bindungsforschung auf ‚baulich intakte‘ Wohnviertel, wohingegen die Bindungen von BewohnerInnen in Sanierungsvierteln kaum untersucht und damit die Bedingungen und Folgen einer sich ‚um die BewohnerInnen herum‘ verändernden Umwelt vielfach vernachlässigt worden seien (Thomas et al. 2006, 12; Rubinstein/Parmelee 1992, 159; Proshansky et al. 1983, 59).

Genau diesen Fragen will sich die vorliegende Arbeit widmen: welche Folgen hat die Veränderung der baulich-materiellen Struktur für die gerade auch auf der Stabilität und Kontinuität dieses Kompensationsraumes beruhende Bindung? Wie wird (zu unterschiedlichen Zeiten) politisch-planerisch mit dieser Herausforderung umgegangen? In diesem Zusammenhang werden raumbezogene Bindungen in Anlehnung an Weichhart verstanden als „die persönliche und emotionsbezogene Bindung von Menschen an bestimmte Orte oder Gebiete“ (Haller et al. 2006, 61, i.Orig. Hervorhebungen). Der folgende Abschnitt differenziert dieses breit angelegte Verständnis dahingehend, welche ‚Arten‘ und ‚Bezugspunkte‘ von Bindungen analytisch herausgearbeitet werden können.

### 2.2.1 Formen, Bezugsobjekte und Maßstabsebene raumbezogener Bindungen

Nicht nur hinsichtlich der disziplinären und inhaltlichen Vielfalt, sondern auch bezüglich der *Begrifflichkeiten* kann – obwohl die wissenschaftliche Bearbeitung stets um Eingrenzung und Konkretisierung bemüht war – ein erhebliches Spektrum hinsichtlich der Benennung räumbezogener Bindungen im weitersten Sinne festgestellt werden (vgl. Altman/Low 1992; Reuber 1993; Giuliani 2003, 150; Weichhart 2007, 31). Insofern spricht Giuliani von einem „umbrella concept embracing the multiplicity of positive affects that have places as target“ (2003, 150). Weichhart (2007, 30) hebt im Hinblick auf übereinstimmende Komponenten eher abstrakt die „Verschränkung“ von Menschen und räumlichen Einheiten hervor. Eine derartige Beziehung drückt sich auch aus in „feelings, moods, emotions (...) which people experience in various ways, forms, degrees, with varying awareness, with reference to the places in which they are born, live and act“ (Giuliani 2003, 137; vgl. ebenso Haller et al. 2006, 61). Eine (positive) *Bindung* (im Gegensatz zu einer negativen, auf Zwang beruhenden *Gebundenheit*) wird dann festgestellt, wenn Personen oder Gruppen, aufgrund dieser mit dem Ort assoziierten affektiven Beziehungen, freiwillig an einem Wohnstandort bleiben möchten (Reuber 1993, 6; Hidalgo/Hernandez 2001, 274; vgl. zur unfreiwilligen Bindung Böltken 1987, 148; Reuber 1993, 13).

Das Phänomen raumbezogener Bindungen lässt sich weiterhin analytisch differenzieren nach der *Art* und dem *Bezugsobjekt* der Bindungen: Nielsen-Pincus et al. (2010, 443) benennen drei, sich allerdings teilweise bedingende und beeinflussende, *Bindungsarten*: ‚place attachment‘ als „the emotional bond between a person and a particular place“ (was andere AutorInnen bis zum „Entstehen einer ‚Liebesbeziehung‘ zur Umwelt“ ausweiten (Weeber 1971, 126)); ‚place identity‘ als „the degree to which place is reflected in the self“ (vgl. dazu Reuber (1993, 116, der von einem ‚emotionalen sich-Gleichsetzen-mit dem Viertel‘ spricht) und ‚place dependence‘ als „the degree to which a place facilitates some set of objectives when compared to alternative settings“. Im Sinne einer auch als ‚rational-existentielle‘ bzw. ‚funktionale Ortsbezogenheit‘ benannten Bindung dient Letztere beispielsweise der Existenzsicherung oder besteht aufgrund infrastruktureller Ausstattungsmerkmale (vgl. Schmidt-Relenberg 1968; Reuber 1993, 115).

Auch wenn die letztgenannte Dimension vor allem auf Ausstattungs- und ökonomische Faktoren rekurriert, wird ersichtlich, dass eine Trennung unterschiedlicher Bindungsarten nur analytisch möglich und sinnvoll erscheint – denn auch die emotionale Bindung und die ‚Ortsidentität‘ implizieren eine, in diesem Fall psychisch-emotionale, Abhängigkeit. Raumbezogene Bindungen beinhalten somit grundsätzlich eine *Gebundenheit* dahingehend, dass mit ihren Funktionen und Wirkungszusammenhängen immer eine materielle, soziale, symbolische und/oder emotionale Angewiesenheit bestimmter Personen(gruppen) auf die soziale und/oder materielle Struktur eines bestimmten Raumausschnitts angenommen werden kann.<sup>11</sup>

Andere AutorInnen stellen vor allem das ‚Objekt‘ der Bindung in den Mittelpunkt: so differenziert Siebel (1977, 390) zwischen raumbezogenen Bindungen an die materielle Umwelt (Wohnungs-, Infrastruktur, Arbeitsplatzangebot), die soziale Umwelt (Verwandte, Bekannte), sowie eine raumbezogene habituelle Bindung im Sinne einer durch lange Wohndauer bedingten emotional bedeutsamen Gewöhnung an die spezifische Gestalt der materiellen und sozialen Umwelt (vgl. ähnlich auch Bodzenta 1981, 23; Reuber 1993, 115). Auch diese Autoren verweisen darauf, dass am gleichen Ort unterschiedliche Bindungen zu jeweiligen Bezugsobjekten vorliegen können (beispielsweise wäre eine ausgeprägte materielle bei gleichzeitig geringer sozialer Bindung möglich). Weitere

---

11 Damit ist auf einer abstrakten Ebene zunächst nicht von Bedeutung, ob diese Bindungen als freiwillig oder unfreiwillig, bewusst oder unbewusst wahrgenommen werden. Vielmehr stehen hier die Relevanz raumbezogener Bindungen hinsichtlich eines (zu erwartenden) Verlustes und/oder einer Beeinträchtigung der Bindungen durch Veränderungen der räumlichen Bindungsebene im Mittelpunkt.

Publikationen unterscheiden strikter zwischen einer sozialen und einer physischen Bindungsdimension (vgl. Hidalgo/Hernandez 2001, 275; Scanell/Gifford 2010, 2).

Der in der Literatur am häufigsten beschriebene und untersuchte ‚*territoriale Rahmen*‘ hinsichtlich der Erforschung von Bindungsarten und -objekten ist die (nähere) Wohnumgebung (das Wohnviertel oder auch der Stadtteil) (vgl. Lewicka 2010, 36; Downs/Stea 1982, 149; Göschel 1987; Lynch 1989, 10; Reuber 1993, 39; Hidalgo/Hernandez 2001, 274<sup>12</sup>). Für Weichhart ist diese lokale Maßstabsebene der zentrale Bezugspunkt hinsichtlich der räumlichen Zuordnung bis hin zu Identifikationsprozessen mit einem bestimmten Ort:

„Der Wohnstandort und die unmittelbare Wohnumgebung, die ‚kleine Nachbarschaft‘ und gerade noch das weitere Wohnviertel sind als ‚subjektive Mitte der Welt‘ der eigentlich entscheidende Maßstabsbereich, auf den individuelle Identifikationsprozesse zentriert sind.“ (Weichhart 1999, 3, Herv. KS).

Diese bindungsrelevanten räumlichen Einheiten stimmen einerseits häufig mit administrativ abgrenzbaren Bereichen überein. Andererseits werden Bezugsebenen räumlicher Bindung individuell und gruppenspezifisch anhand von städtebaulichen, symbolischen und subjektiv-individuellen ‚Grenzziehungen‘ abgebildet (vgl. Göschel 1987, 91<sup>13</sup>; Reuber 1993, 9; Konda 1995; Korff 1996, 122). Die eigentliche Wohnung hingegen scheint weniger bindungsrelevant zu sein, entsprechende Studien konnten überwiegend keinen entscheidenden Zusammenhang zwischen der Bewertung der konkreten Wohn(ungs)situation und der Inten-

12 Allerdings verweisen Hidalgo/Hernandez (2001, 274) darauf, dass durch die Fokussierung auf die nahräumliche Ebene eine eventuelle Relevanz anderer Bezugsräume vernachlässigt werde. Sie fanden heraus, dass Befragte zwar eine Bindung an das Wohnquartier aufwiesen, diese aber schwächer als die Bindung an die Haus- bzw. Stadtebene sei (ebd. 277). Allerdings nehmen die Autoren weder eine Differenzierung nach Bindungsarten auf den Ebenen vor, noch wird deren Qualität untersucht oder die unterschiedlichen Intensitäten erklärt (vgl. auch Esser (1987, 117), der ebenfalls eine höhere Identifikation mit großräumigeren Einheiten feststellt). Demgegenüber zeigt Reuber, dass gesamtstädtisch bezogene Ortsbindungen eher ‚ein gefühlsbeladener grober Gesamteindruck‘ seien (Reuber 1993, 41). Ähnlich betont auch Lewicka (2010), dass „more distant places tend to be perceived as more homogeneous, more abstract and more affectively polarized, i.e., uniformly positive or negative“. Da sich die vorliegende Arbeit vom Ansatzpunkt der unmittelbaren Umgebung dem Phänomen raumbezogener Bindungen nähert, unterstreichen die Ergebnisse eher die Notwendigkeit, sich auch mit diesen Fragen im Rahmen eventueller Stadtumbaumaßnahmen auseinander zu setzen, als dass sie sie widerlegten.

13 In Göschels empirischer Untersuchung ergaben sich durch das Zeichnen kognitiver Karten (vgl. Downs/Stea, 1982) beispielsweise vier Abgrenzungstypen: zäsurenorientierte Grenzziehungen (Barrieren etc.), zielorientierte Grenzziehungen (nach genutzten Gebäuden und Bereichen), Nachbarschaftsgrenzziehungen, Namensabgrenzungen (Göschel 1984, 133).

sität raumbezogener Bindungen feststellen (vgl. Reuber 1993, 79; Esser 1987; Schmied 1987, 134; Mitzscherlich 2001). Der individuelle territoriale Bezugsrahmen ergibt sich folglich aus einer Synthese administrativer, materiell-geographischer, sozialer und emotionaler Faktoren zu individuell positiv bewerteten Teilbereichen des Wohnviertels (Reuber 1993, 52f., der Autor bezeichnet diese Ausschnitte als ‚individuelle Subviertel‘). Zusammenfassend beschreibt beispielsweise Konda (1995, 8) diese Gebiete als:

„in bezug auf genetische, physiognomische, funktionale und soziale Merkmale (mehr oder weniger) homogene Bereiche, die ein (ebenfalls auf subjektiver Wahrnehmung beruhendes) individuelles Image besitzen, Möglichkeiten zur emotionalen Bindung bieten, sich anhand siedlungsstruktureller Grenzen von benachbarten Räumen unterscheiden lassen und den hauptsächlichen Bezugsrahmen für das aktionsräumliche Verhalten ihrer Bewohner darstellen“<sup>14</sup>.

Feldman (1996) konnte hier zeigen, dass bestimmte siedlungstypische Merkmale häufig auch die gesamte Wohnbiographie prägen, sie beschreibt dies als ‚*settlement-identity*‘. So könnten Menschen durch stetige positive Erfahrungen mit einem Wohngebiet „develop generalized ideas, feelings, values, and behavioral dispositions that relate the identity of the person to a type of settlement“ (ebd., 422). Sie verweist auf empirische Ergebnisse, wonach Umzüge (in den USA) vorwiegend innerhalb kurzer Distanzen in einer Stadt und bei Fernumzügen im gleichen Siedlungssegment erfolgten: „the majority of households locate in residential environs that are *as similar as possible in physical, sociocultural, and/or economic characteristics as their previous place of residence*“ (Feldman 1996, 423, Herv. KS).

Das obige Zitat von Konda verweist außerdem auf eine weitere ‚Deutungsschicht‘ hinsichtlich der ‚Verschränkung von Menschen und räumlichen Einheiten‘ (Weichhart): einerseits wird hier auf das Empfinden des Individuums rekuriert, andererseits die Gemeinsamkeit des sozialen Kontextes und des Alltagsgeschehens der Gruppe der BewohnerInnen hervorgehoben. Heimat kann nicht als entweder individuell oder kollektiv beschrieben werden; vielmehr zeigt sich – wie es der Begriff ‚Phänomen‘ bereits andeutet – ein Spektrum, das je nach Bindungsart, -ort und handelnden AkteurInnen unterschiedliche Referenzen aufweist. Einerseits werden raumbezogene Bindungen empirisch vor allem über die Wahrnehmung einzelner Personen erhoben und Heimat als individuelles Empfinden verstanden. Andererseits beinhaltet der Heimatbegriff selbst immer

---

14 Vgl. ähnlich auch Binder 2002, 12; Kennett/Forrest 2006, 713f.; Meyrowitz 2005; Reuber 1993; Treinen 1965; Bertels 1997; Göschel 1987.

eine kollektive Komponente, denn auch wenn die Art und Weise des Heimatempfindens sich unterscheidet, kann der Bezugsort oder -rahmen durchaus der gleiche sein. So konnte festgestellt werden, dass quartierspezifische Abgrenzungen und die positive Bewertung eines Raumausschnittes zwar individuell geprägt, aber die Alltags- und Erfahrungswelten und somit die Vorstellungen der Abgrenzung eines Gebiets ähnlich genug sind, um innerhalb der diesbezüglichen ‚peer-group‘ „Übereinstimmung darüber, was ein bestimmtes Gebiet ist, zu erzielen“ (Downs/Stea 1982, 149; vgl. Lynch 1989, 17).

Die in Abschnitt 2.2.2 vorgestellten Ergebnisse zeigen weiterhin, dass beispielsweise die Intensität der Bindung mit dem Alter bzw. der Ansässigkeitsdauer der BewohnerInnen und die Maßstabebene der Bindung mit dem sozioökonomischen Status korrelierten – so sind auch gruppen- und/oder kohortenspezifische Aussagen möglich über (wahrscheinliche) raumbezogene Bindungen bestimmter Gruppen an bestimmte Orte. Weiterhin spielen in diesem Zusammenhang gesellschaftsspezifische Deutungsmuster eine zentrale Rolle: für Selle sind raumbezogene Bindungen einerseits beeinflusst vom „Kollektivgedächtnis“, „das uns undeutlich nachzuvollziehen erlaubt, wie ein Raum in der Summe seiner geschichtlichen Nutzungen und Vorerfahrungen entstanden ist und wie er heute noch interpretiert werden kann“. Andererseits spielen die individualbiographisch diversifizierten Erfahrungen eine große Rolle, „die besagt, wann wir einen Raum als ‚eigenen‘ Bedürfnissen und Erfahrungen entsprechend betrachten können“ (Selle 2003, 269; vgl. Gerhard/Warneke 2002; Weichhart 2007; Scannell/Gifford 2010)<sup>15</sup>. Auch Hans Paul Bahrdt verweist auf die „Verwobenheit“

15 In Anbetracht des Untersuchungsschwerpunktes stehen in diesem Zusammenhang weder einseitig konstruktivistische noch die Perspektive des mit Bewegungen, Handlungen und Wahrnehmungen ‚Raum schaffenden‘ Subjekts im Mittelpunkt. Vielmehr geht es um ein aus der Perspektive des handelnden und empfindenden Individuums alltagspraktisches Verständnis von Raum und Ort – im Sinne Wegners um eine phänomenologisch orientierte Assoziation von Raum als „eine relationale Anordnung bedeutungstragender, qualitativer Orte“, die „sowohl individuell als auch kollektiv bedeutsame Orte das soziale Leben organisieren“ (Wagner 2004). Diese Sichtweise distanziert sich bewusst von einer ‚bloßen‘ Beschreibung raumstruktureller Merkmale und Einteilungen, wie sie zum Teil Lynch zum Vorwurf gemacht wurde, sondern stellt auch gerade jene ‚Bedeutungen‘ in den Fokus, die konkrete erlebbare Orte für Menschen haben. Eine Identifikation beruhe dabei allerdings wesentlich auch auf der (existenzialistisch-)sinlichen Erfahrung der Stadtgestalt (Sieverts 1973, 4; Selle 2003, 262; vgl. Wagner 2004; Downs/Stea 1982, 41).

Die Begriffe ‚Ort‘ und ‚Raum‘ werden nicht nur in dieser Arbeit, sondern auch in einem Großteil der ausgewerteten Literatur teilweise synonym verwendet. Zwar ist damit ein Ortsbegriff assoziiert, der „Raumausschnitte verschiedenster Maßstabsebenen (von der Wohnung über ‚Nachbarschaft‘, Stadtteil, Stadt, Landschaft, Region, Bundesland, Staat bis zu Großregionen)“ umfasst (Weichhart 2007, 34), nichtsdestotrotz verweist der Begriff auf einen konkreten Zusammenhang materieller Strukturen und sozialer Prozesse: „Ort‘ begreift

individueller und kollektiver Erfahrungen (Bahrdt 1984, 13). Dem entsprechen einerseits gemeinsame räumliche Bezugsebenen (s.o.), andererseits unterscheidet beispielsweise Reuber (1993, 110) zwischen kollektiven Raumsymbolen, die vielen BewohnerInnen zugänglich seien (beispielsweise Wahrzeichen) und individuellen Bezugspunkten (Orientierungspunkte, individualbiografisch relevante Orte) – beide befinden sich gegebenenfalls am gleichen Ort und sind bindungsrelevant, aber mit unterschiedlichen Assoziationen belegt.

Übergreifend liefern schließlich beispielsweise Scannell/Gifford (2010) einen dreidimensionalen Ansatz zur Erklärung und Bearbeitung des vielschichtigen Phänomens raumbezogener Bindungen: eine erste Dimension bilden demnach die jeweiligen *Akteure* – sie können einerseits persönliche Bindungen zu Bezugsorten aufweisen, andererseits bestehen gruppenspezifische Ortsbindungen aufgrund geteilter symbolischer Zuschreibungen, beide beeinflussen sich dabei wiederum gegenseitig (ebd., 2f.). Die zweite Dimension beinhaltet den eigentlichen *psychologischen Prozess* der Bindung, der differenziert wird in affektive (überwiegend positive emotionale Zuordnungen) und kognitive (Wissen über den Ort, Sinnkonstruktion, Identitätsbildung), sowie verhaltensorientierte Elemente (Bleibe- bzw. Rückkehrdisposition, Rekonstruktions- und Wiederaufbauaktivitäten, Bindung an bestimmte Siedlungsformen) (ebd., 3f.). Schließlich beziehe sich die *räumliche Dimension* der Bindung auf die sozialen und physischen örtlichen Gegebenheiten der jeweils betrachteten räumlichen Maßstabsebene (ebd. 4). Entsprechend hebt ihre Definition den multidimensionalen Charakter raumbezogener Bindungen hervor: „place attachment is a bond between an individual or a group and a place that can vary in terms of spatial level, degree of specificity, and social or physical features of the place, and is manifested through affective, cognitive, and behavioral psychological processes“ (ebd. 5).

An dieser Stelle offenbart sich zusätzlich ein zentrales Problem der Bindungsforschung: Während sich die physisch-soziale Unmittelbarkeit für das Individuum als alltägliche, gewohnte Erfahrung zeigt, werden Ortsbindungen vorwiegend als unbewusste Affekte beschrieben, die erst im Fall einer Bedrohung und Zerstörung offenbar werden (vgl. Hidalgo/Hernandez 2001, 276). Das Vorhandensein und die Intensität von Ortsbindungen kann so nur begrenzt direkt und vor allem schwerlich ‚im Vorhinein‘ erhoben werden. Umso mehr sind Begleitforschung, Planung und Praxis auf bisherige Erfahrungswerte und eine sys-

---

man am besten, wenn man sich an die Vorstellung eines lokalen Schauplatzes hält, womit auf die im geographischen Sinne verstandenen physischen Umgebungsbedingungen gesellschaftlicher Tätigkeiten Bezug genommen wird“ (Giddens 1996, 30).

tematische Kategorisierung der Entstehungs- und Kontextbedingungen sowie die Funktionen raumbezogener Bindungen angewiesen. Dies ermöglicht zumindest eine Einschätzung dahingehend, welche vorliegenden Faktoren welche Bindungen welcher Personen an welche Strukturen wahrscheinlich machen und welche Folgen ihr Verlust erwarten lässt.

Die folgenden Abschnitte stellen daher vertiefend das bisherige Wissen um Funktions- und Bedeutungszusammenhänge raumbezogener Bindungen zusammen, um diese anschließend auf konkrete Praxisbeispiele anzuwenden. Zuvor jedoch erfolgt ein kurzer Exkurs hinsichtlich der – insbesondere in der (Stadt-)Soziologie problematisierten – Differenzierung lokaler Identität und Identifikation sowie der Frage, ob eine Bindung an ‚Objekte‘ (Orte, Stadtgestalt) grundsätzlich überhaupt als ‚Identifikation‘ bezeichnet werden kann.

### Exkurs: Lokale Identität und lokale Identifikation

Die Begriffe Identität und Identifikation werden im Kontext raumbezogener Bindungen vielfach unterschiedlich, teilweise aber auch synonym verwendet. Dabei wird ‚lokale Identifikation‘ im Sinne einer Ortsbindung häufig kausal auf ‚lokale Identität‘ – verstanden als die besonderen, einzigartigen Merkmale eines Raumausschnittes – zurückgeführt. Gleichzeitig findet sich ein synonyme Gebrauch von ‚lokaler Identität‘ und ‚lokaler Identifikation‘ für die Beschreibung raumbezogene Bindungen im Allgemeinen (vgl. Göschel 1987, 92; Esser 1987, 109f.; Eger 2005, 50)<sup>16</sup>. Darüber hinaus bestehen insbesondere aus soziologischer Perspektive erhebliche Zweifel, ob und wenn ja wie die personalen Begriffe Identität und Identifikation überhaupt auf baulich-materielle Strukturen von Städten oder Stadtteilen sowie entsprechende Verortungsprozesse angewendet werden könnten (Matthiesen 2006, 48). Dieser Exkurs soll in der Auseinandersetzung zwischen enger fachlich-theoretischer und anwendungsbezogener Vorgehensweise eine für diese Arbeit handhabbare Differenzierung der Begrifflichkeiten herstellen.

Das semantische Problem scheint zumindest theoretisch leicht lösbar: hier kann unter Bezug auf den Großteil diesbezüglicher Arbeiten davon ausgegangen werden, dass zunächst die Begriffe Identität und Identifikation analytisch differenziert werden müssen. In diesem Zusammenhang wird unterschieden zwischen

---

16 Vgl. beispielsweise hinsichtlich der begrifflichen Synonymität die Verwendung entsprechender Indikatoren und Bezeichnungen bei Proshansky et al. (1983, 59 ‚place identity‘) und Giuliani (2003, 137, ‚place attachment‘).



der Identität des Ortes – verstanden als das Einzigartige, Wesentliche, unverwechselbar Machende – und der räumlichen Identifikation der BewohnerInnen im Sinne einer Bindung *an* bestimmte Orte (vgl. Göschel 1987, 92; Esser 1987, 109f.). Während also lokale Identität einen durch materielle Symbole vermittelten sozialen Zusammenhang innerhalb eines definierbaren Raumes umschreibe, beziehe sich lokale Identifikation auf eine positive emotionale Besetzung im Sinne einer „gefühlsmäßigen Übereinstimmung“ mit einem Raum (Romeiß-Stracke 1985, 27; Spiegel 1984, 20; vgl. Konda 1995, 18; Göschel 1984, 1; Reuber 1993, 6). Davon abweichend wird allerdings die ‚Wirkung‘ einer solchen emotional bedeutsamen Mensch-Umwelt-Bindung insbesondere in der psychologischen Forschung auch im Sinne einer ‚räumlichen Identität‘ (des Individuums) als Bestandteil der Ich-Identität beschrieben (vgl. Proshansky et al. 1983)<sup>17</sup>. Komplizierter gestaltet sich die fachliche Auseinandersetzung um die Übertragung des Identitätsbegriffs bzw. entsprechender Konzepte auf räumlich-materielle Strukturen. Eine Position betont einen personalen Imperativ des Identitätskonzeptes: Identität beschreibe als rein personaler Begriff den Prozess „durch den sich eine Person ihrer Subjektivität, ihrer Persönlichkeit vergewissert“ und auch wenn sich ein Raum durch bestimmte Merkmale von anderen Räumen unterscheiden könne, so habe er in diesem Sinne dennoch „keine Identität, wie er auch keine Persönlichkeit hat“ (Ipsen 1997, 18)<sup>18</sup>. Diese Argumentation greift zurück auf die zentralen Elemente des Mead’schen Identitätskonzepts mit seiner Differenzierung der ‚Ich-Identität‘ in ‚I‘ und ‚Me‘, also einer Synthese aus dem subjektiven Teil individueller Interessen und Bedürfnisse (I) sowie der Wahrnehmung und Verarbeitung von Zuschreibungen und Erwartungen ‚generalisierter Anderer‘ (Me) (vgl. Mead 1934, 154f./175ff.; Christmann 2004, 31). Beides ließe sich demnach nicht auf ‚tote Materie‘ wie städtebauliche Strukturen anwenden, da diese weder über ein Selbst-Bewusstsein noch entsprechende reflexive Verarbeitungsstrukturen verfügen.

Aus einer anderen Perspektive sind derartig strikte Interpretationen vielfach kritisiert worden. Betont wird in diesem Zusammenhang einerseits die Rolle materieller Strukturen für die Ausbildung personaler Identität, andererseits die Bedeutung, die beispielsweise baulichen Ensembles im Hinblick auf ihre (indi-

---

17 Die ‚räumliche Identität‘ (place identity) wird als eigenständiger Aspekt des Selbstkonzeptes interpretiert: Identität setze sich demnach zusammen aus personaler Identität (Persönlichkeitsmerkmale), sozialer Identität (Gruppenzugehörigkeit) und Ortsidentität (Orts-/ Raumzugehörigkeit) (vgl. Twigger-Ross et al. 2003, 203).

18 Vgl. Weichhart (2007, 34), der in diesem Zusammenhang den Begriff ‚Image‘ statt der Zuschreibung von Identität verwendet.

viduell und gesellschaftlich konstruierte) Symbolkraft und damit auch ihre Einzigartigkeit und Unersetzbarkeit zukomme.

Wiederum wird dabei auch auf Mead und dessen Beschreibung des Verhältnisses von Individuum und ‚generalisierten Anderen‘ zurückgegriffen. So betont Mead: „Any thing – any object or set of objects, whether animate or inanimate, human or animal, *or merely physical* – towards which he acts, or to which he responds, socially, is an element in what for him is the generalized other” (Mead 1934, 154, Herv. KS; vgl. Fuhrer/Kaiser 1993, 58; Sieverts/Schneider 1970, 112; Ipsen 1997, 19ff.). Somit wird Objekten und auch „physical settings that define and structure day-to-day life” (Proshansky et al. 1983, 58) eine relevante Bedeutung im Hinblick auf die Identitätsentwicklung zugeschrieben: „we derive much of the sense of who we are and much of our self-esteem from our personal and unique aspects as well as from our group memberships *or place belongings*“ (Twigger-Ross et al. 2003, 203, Herv. KS; vgl. Proshansky et al. 1983).

Einerseits nehmen Objekte auf diese Weise unter Umständen Einfluss auf die Identitätsentwicklung, andererseits erhalten sie damit gleichzeitig eine eigene ‚Identität‘ im Sinne eines bestimmten, unersetzbaren Einzigartigkeitscharakters. Für diese Arbeit wird daher davon ausgegangen, dass Räume, Orte und Objekte nicht im streng psychologischen und soziologischen Sinne Identität besitzen; sie spielen aber im Rahmen menschlicher Identitäts- und Identifizierungsprozesse und (damit auch) in Bezug auf die Ausbildung und Aufrechterhaltung raumbezogener Bindungen eine erhebliche Rolle (vgl. Gebhardt et al. 1995, 26; Spiegel 1984, 20). In diesem Zusammenhang können sie für bestimmte Personen(gruppen) Einzigartigkeitscharakter annehmen und diese ‚Nichtaustauschbarkeit‘ soll im Sinne einer Identitätskategorie interpretiert werden (vgl. Downs/Stea 1982, 152), die wiederum ihrerseits Einfluss auf Prozesse der Individuation nimmt (vgl. Giuliani 2003; Metzger 2002; Matthiesen 2006, 48).

Der grundsätzlichen Frage, inwiefern Städte im Sinne einer ‚Eigenlogik‘ als jeweils besondere Identitäten wahrgenommen, beschrieben und erforscht werden können, gehen seit einiger Zeit ForscherInnen im Rahmen des ‚Darmstädter Ansatzes‘ nach (vgl. Berking/Löw 2008). In diesem Zusammenhang steht vor allem ‚die Stadt‘ als Untersuchungsobjekt einer eigenständigen, stadt-soziologischen Wissenschaft im Mittelpunkt. Zwar wird damit aufgrund der theoretisch-konzeptionellen Auslegung ein anderer Maßstabsbereich als im Rahmen der bisherigen Untersuchungen zu raumbezogenen Bindungen zu Grunde gelegt, aber sehrwohl auf Indikatoren der Bindungsforschung zurückgegriffen (vgl. Frank et al. 2013). Sie spiegeln als spezifische Qualitäten, die die jeweilige Stadt aufweise, wesentliche Entstehungsfaktoren raumbezogener Bindung (vgl. folgendes Kapitel). Inwiefern sich dieser Ansatz als fruchtbar für die Stadtfor-

schung im Allgemeinen und die – teilweise kontroverse – Auseinandersetzung um städtische Identität bzw. räumliche Identifikation im Besonderen erweist, muss sich in der empirischen Anwendung des Ansatzes zeigen (vgl. ebd., sowie kritisch Siebel 2013; Eckardt 2013).

### 2.2.2 Entstehung und Funktionen raumbezogener Bindungen

Raumbezogene Bindungen beschreiben übergreifend eine Mensch-Umwelt-Beziehung, die je nach Bezugssubjekt und -objekt ein Spektrum von Aspekten der Wohnzufriedenheit, über eine affektive Zuordnung, bis hin zu einer starken Identifikation mit einem bestimmten Raum abdeckt. Zumindest mittelbar wird dabei stets ein funktionaler Kontext zugrunde gelegt, denn Bindungen werden als die Übereinstimmung von Bindungsansprüchen der BewohnerInnen bzw. NutzerInnen und den Bindungspotenzialen von Räumen verstanden (vgl. Scannell/Gifford 2010, 5; Reuber 1993, 60ff.; Konda 1996, 16; Giuliani 2003, 148f.; Lewicka 2010).

Ursächlich werden Ortsbindungen auf soziale Beziehungen und biografisch relevante Erlebnisse zurückgeführt, deren Repräsentation schließlich auch über die Materialität bzw. physische Ausstattungsmerkmale bindungsrelevanter Raumausschnitte erfolgt. Diese kleinteiligen alltäglichen Erfahrungsräume sind einerseits Orte der gestaltenden Einflussnahme und andererseits Symbolträger und manifester physischer Ausdruck der sozialen Beziehungen, Erfahrungen und Erinnerungen. Neben dezidiert sozialen Faktoren nimmt die ‚materielle Struktur‘ somit eine wichtige Rolle als Kommunikations- und Speichermedium ein, dem symbolische, orientierende, psychologische und soziale Funktionen zugeschrieben werden (Weichhart et al. 2006, 71ff.). Im Folgenden werden daher zunächst Entstehungsbedingungen und Erklärungsfaktoren für die Ausbildung und Aufrechterhaltung raumbezogener Bindungen dargestellt.<sup>19</sup> Anschließend erfolgt eine gesonderte Betrachtung der bindungsrelevanten Funktion und Bedeutung der materiellen Struktur.

---

19 Fuhrer/Kaiser betonen in diesem Zusammenhang aus psychologischer Sicht ein Erklärungsdefizit hinsichtlich der tatsächlichen Genese und Funktionsweise derartiger Bindungsprozesse: „[i]mmer läßt sich noch weiter nach dahinterstehenden intrapersonalen Wirkursachen fragen“ (Fuhrer/Kaiser 1992, 109; ebenso Lewicka 2010, 37). Allerdings können und sollen diese weit in psychologische Einzeldisziplinen hineinreichenden Zusammenhänge im Rahmen einer sozialwissenschaftlich an der lokalen Praxis orientierten Arbeit nicht im Detail dargestellt und hinterfragt, sondern vielmehr das kumulierte und praktisch handhabbare Wissen zum Stand der Bindungsforschung dargelegt werden.

Die Darstellungen basieren dabei vor allem auf Studien aus den Bereichen der (Umwelt)-Psychologie, der Humangeographie und den Sozialwissenschaften, wobei insbesondere Erstere vielfach standardisierte Befragungsverfahren mit mehreren Hundert Interviewten einsetzten, während Letztere eher auch biografisch orientierte (Tiefen-)Interviews durchführten oder standardisierte und offene Verfahren mischten. Die überwiegende Befragung von Einzelpersonen spiegelt die Interpretation des Bindungsprozesses als vor allem individuelles Phänomen. In den Interviews selbst werden – soweit dies beispielsweise aus Fragebögen ersichtlich war – einerseits Items verwendet, die einen eventuellen Ortsbezug indirekt über ‚klassische‘ bzw. institutionelle und soziale Indikatoren erheben: Wohndauer, Eigentum, Mitgliedschaft in Vereinen und Organisationen, Wohnzufriedenheit, Symbole und ‚landmarks‘, Kontakte zu Bekannten und Verwandten, infrastrukturelle Funktionen (vgl. Treinen 1965; Reuber 1993, 130ff.; Konda 1996, 187ff.; Weeber 1971, 129; Bodzenta et al. 1981; Röllin/Preibisch 1993, 53ff.). Andererseits bilden direkte Fragen zur Bindung an das Gebiet einen Schwerpunkt; sie beziehen sich auf affektive Zuschreibungen (Gefühl des zu Hause seins, der Identifikation oder der besonderen Verbundenheit) und auf Verlustkategorien (Bedeutung eines Wegzugs oder baulicher Veränderungen) (vgl. Reuber 1993, 134f.; Konda 1996, 190f.; Weeber 1971, 146; Röllin/Preibisch 1993, 53ff.; vgl. zusammenfassend auch die Auflistung in Giuliani 2003, 166ff.). Darüber hinaus wird auf Publikationen zurückgegriffen, die sekundäranalytisch Ergebnisse weiterer Einzelstudien zusammentragen und im Hinblick auf eine bestimmte Argumentation anwenden.

Wie bereits erwähnt bilden substädtische Raumausschnitte, „die auf der Grundlage von Wahrnehmung, Bewertung und aktiver Auseinandersetzung (Aneignung) durch ihre Bewohner subjektiv abgegrenzt werden“ (Konda 1996, 8), die am häufigsten untersuchten Einheiten. Allerdings nehmen Parameter wie *Schichtzugehörigkeit bzw. sozialer Status, Lebensalter, Familiensituation und Mobilität* durchaus Einfluss auf die primäre Bindungsebene: Demnach seien statushöhere Schichten eher gesamtstädtisch und statusniedrigere vor allem lokal orientiert (Reuber 1993, 78). Die (Intensität der Bindung an jeweilige) Bindungsebenen würden weiterhin beeinflusst von der Stellung im Lebenszyklus, Lebensstil, aktionsräumlichem Verhalten und Alter (vgl. Bodzenta 1981, 29; Proshansky et al. 1983, 60; Göschel 1987; Christmann 2004, 219). So seien Junge und Kinderlose eher gesamtstädtisch orientiert, während Familien bzw. Eltern sich eher kleinräumig binden würden (vgl. Reuber 1993, 78f.). Geringe Intensitäten raumbezogener Bindungen werden für Studierende und Selbständige festgestellt, hohe für RentnerInnen bzw. generell für ältere und alte Menschen, ArbeiterInnen, Hausfrauen sowie ‚ortsfeste Berufsgruppen‘ (vgl. Reuber 1993, 69f.; Bodzenta 1981, 29; Göschel 1987).

Als weiterhin entscheidend wird auch die *Wohndauer* genannt (vgl. Lewicka 2010, 37; Giuliani 2003, 148f.). Diese beeinflusse den Aufbau und die Art der sozialen Kontakte, die Gewöhnung an die soziale und materielle Struktur des Ortes sowie das Einleben und auch das Engagement und die Bereitschaft zur Mitgestaltung lokaler Belange. Eine lange Ansässigkeit mache das Erleben wichtiger (biographischer) Ereignisse am Ort sowie die Erschließung und Internalisierung der örtlichen Strukturen wahrscheinlicher. Damit gehe auch die Ausbildung von Vertrautheit und Verhaltenssicherheit<sup>20</sup> einher (Konda 1996, 18/26; vgl. Reuber 1993, 7; Esser 1987; Treinen 1965, 272ff.; Schmied 1987, 134; Low 1992, 170)<sup>21</sup>.

Die Wohndauer selbst steht häufig auch in Verbindung mit (dem Besitz oder Erwerb von) *Wohneigentum*, das selbst wiederum als bindungsrelevant einzuschätzen ist. Die eigene Wohnung oder das eigene Haus binden zunächst in ihrer Materialität buchstäblich an einen Standort und das meist aufgrund einer freiwilligen Entscheidung zum Erwerb eines entsprechenden Objektes. Das Eigentum – bereits im traditionellen Heimatverständnis ein grundlegender Aspekt – erhöhe darüber hinaus die Motivation und auch die Freiheitsgrade im Hinblick auf die Aneignung des Lebensraumes. Insgesamt folgert so Lewicka (2010) auch mit Blick auf die vorliegenden empirischen Ergebnisse: „home ownership is an unquestionable positive predictor of place attachment“ (Lewicka 2010, 38).

Im Zusammenhang mit dem Faktor Wohndauer und Wohneigentum findet auch der Aspekt des *Alters* der BewohnerInnen Erwähnung (Lewicka 2010, 38); dieses korreliere vielfach mit der Dauer der Ansässigkeit und so werden insbesondere älteren und alten Menschen hohe gebietspezifische Bindungen zugeschrieben. Diese Personen verfügen nicht nur vielfach über Eigentum, der Nahbereich ist meist auch ihr zentraler Aktionsraum. In diese Zusammenhang – und dies gilt wiederum altersunabhängig – wirken sich auch die *Nutzung* und die Möglichkeiten der *Aneignung* des Wohnumfeldes positiv auf den Bindungsprozess aus. Das Spektrum reicht dabei von der Aneignung im Sinne von Kenntnis

---

20 Dies schließt auch die von Reuber (1993, 78) als zentral herausgestellten Erfahrungen der frühkindlichen Sozialisation ein; sie fördere sowohl wesentliche Kompetenzen im Hinblick auf das spätere räumliche Bindungsverhalten, als auch die Ausbildung einer ‚Kindheimat‘ als spätere ‚Bewertungsmatrix‘ für andere Bindungsorte.

21 Weniger negierend als ergänzend beschäftigen sich einige Studien auch mit der Frage, ob Mobilität tatsächlich negative Auswirkungen auf Ortsbindungen habe. Die Ergebnisse verweisen in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung von Faktoren wie der Gewöhnung an häufige Ortswechsel (Adaptionsfähigkeit), die Mobilitätsgeschichte und das Mobilitätsalter. Diese Faktoren können Einfluss auf die positive bzw. negative Wahrnehmung und Verarbeitung häufiger Ortswechsel sowie die Möglichkeit zur (kurzfristigen) Ausbildung neuer Bindungen nehmen (vgl. Lewicka 2010, 38).

und Vertrautheit der Umgebung bis zu Aspekten der tatsächlichen Teilhabe und Gestaltung der Haus- und Gebietsentwicklung, etwa als EigentümerIn, im Rahmen von Initiativen oder Partizipationsverfahren (vgl. Winter/Church 1984, 81f.; Thum 1981, 92/100; Gebhard et al. 2007, 45). Weichhart beispielsweise schreibt dem aktiven Handeln im Hinblick auf räumliche Verortungen eine zentrale Rolle zu: „Wo immer man Orte des ‚leichten Handelns‘ zu schaffen in der Lage ist, dort ist Heimat“ (Weichhart 2007, 38), dort finde eine direkte Bestätigung des eigenen Handlungspotenzials statt. Gleichzeitig verstärkt eine bereits vorhandene Bindung wiederum das Interesse an und das Engagement für das Umfeld (vgl. Weeber 1971, 108).

Dabei werden die *Zufriedenheit* mit dem Wohnumfeld und eine daraus resultierende freiwillige Langansässigkeit sowohl selbst als Bindung interpretiert als auch im Sinne einer Entstehungsbedingung für eine emotionale Ortsbindung angenommen (vgl. Konda 1996; Giuliani 2003, 148f.; Reuber 1993). Der Aspekt der *Freiwilligkeit* wird – sowohl im Hinblick auf die Wahl sozialer Beziehungen aber auch bezogen auf die Wahl des Wohnstandortes selbst – häufig gesondert hervorgehoben: so würden Personen, die auf ihren Wohnstandort keinen Einfluss nehmen konnten, keine (positive) Beziehung zum Ort ausbilden; stattdessen habe das Gefühl der Machtlosigkeit bzw. der Ausschluss von Entscheidungsstrukturen einen negativen Einfluss auf die Ortsbindung (vgl. Thum 1981, 92/100; Ipsen 1997, 20). In diesem Sinne lässt sich ein grundlegender begriffsgeschichtlicher Wandel raumbezogener Bindungen feststellen: zeigte sich Ortsbindung in der Vormoderne noch als eine „arranged marriage made by one’s parents at one’s birth“ und wurde daher eine eher geringe identifikatorische Bindung aufgrund fehlender Wahlmöglichkeiten angenommen, so sei dies vor dem Hintergrund größerer (Möglichkeiten der) Mobilität zu einer „romantic love“ geworden. Allerdings gehe damit auch eine größere (emotionale) Verletzlichkeit einher (Meyrowitz 2005, 25f.)<sup>22</sup>.

Übergreifend werden weiterhin *lokale soziale Beziehungen* bzw. *Interaktionssysteme* als zentral angesehen: „In the majority of studies, social ties were an unquestionable positive predictor of place attachment“ (Lewicka 2010, 38; vgl. Scanell/Gifford 2010, 4; Treinen 1965; Ipsen 1997; Altman/Low 1992). Der

---

22     Allerdings verweisen Entwicklungen des Arbeitsmarktes (Mobilitätsanforderungen, hohe Arbeitslosigkeit Geringqualifizierter, Ausweitung des Niedriglohnssektors etc.), der Sozialpolitik (Auslaufen von Sozialbindungen im Wohnungsbau, Mietpauschalen bei Transferleistungen, Kürzen der Bezugsdauer von Arbeitslosengeld) und der Wohnungs- bzw. Stadtpolitik (z.B. Rückbau unsanierten günstigen Wohnraums, Eigentumsförderung) einerseits auf eine höhere Bedeutung des alltäglichen Nahraums, andererseits auf eine ‚Normalisierung‘ des ‚ökonomischen Imperativs‘ – Bindung erhält so, um bei der Metapher zu bleiben, eventuell auch eher den Charakter einer ‚Vernunftehe‘.

Oberbegriff sozialer Beziehungen beinhaltet dabei ein Spektrum lokaler Handlungs- und Kontaktzusammenhänge, das sich auf Verwandte und Familienangehörige, Freunde und Bekannte, sonstige soziale Netzwerke, Vereine sowie beispielsweise ‚gemeinschaftsfördernde Freizeitaktivitäten‘ erstreckt (vgl. Göschel 1987; Thum 1981, 79; Konda 1996, 151; Eger 2005, 52). Auch die empirischen Ergebnisse von Blokland verweisen auf den Zusammenhang von Wohndauer, zentralen Lebensabschnitten sowie funktionalen Ressourcen und der (Ver-)Bindung mit der Wohnumgebung: „duration of residence, stages of life spent in the neighbourhood and proportion of neighbourhood use determined the extent to which people’s memories were associated with the neighbourhood as location“ (Blokland 2003, 206). Einzelne Ergebnisse deuten dabei allerdings auf (im Zeitverlauf oder auch lokal/regional bedingte) unterschiedliche Intensitäten hinsichtlich der sozialen Einbindung hin. Während beispielsweise Lewicka (2010, 48) die soziale Einbindung als wesentlich im Hinblick auf die Nachbarschaft bzw. Wohnumgebung herausarbeitet, stellt Heydenreich (2002, 65) in ihrer Untersuchung fest, dass die „freiwilligen Sozialkontakte (...) das Tätigkeitsfeld mit der dispersesten räumlichen Struktur und der *geringsten Bedeutung im Nahbereich*“ sind. Einige AutorInnen konstatieren gar, dass territoriale Einheiten ihre Bedeutung als Ursache sozialer Beziehungen weitgehend verloren hätten und heben stattdessen deren symbolische Funktionen hervor (Göschel 1987, 100; vgl. Spiegel 1984, 17; Thomas et al. 2006).

Im Ergebnis beeinflussen folgende Merkmale lokale Bindungsprozesse und ihre Intensität: auf individueller Ebene sind dies das Alter und die Ansässigkeitsdauer der BewohnerInnen, das Vorhandensein von Wohneigentum, die Freiwilligkeit der Ansässigkeit und die Zufriedenheit mit der Umgebung, ein lokaler Nutzungs- und Interaktionszusammenhang sowie lokale Kontakte. Diese Faktoren werden ergänzt durch den Möglichkeitsspielraum der Umgebung – wenn hier prinzipiell die Aneignung des Wohnumfeldes und die ‚alltagstaugliche‘ Nutzung durch die AnwohnerInnen möglich ist, wenn sie an Entscheidungen beteiligt werden und lokale soziale Kontakte möglich sind bzw. eventuell sogar gefördert werden (durch Vereine, lokale Infrastruktur etc.), steigt die Wahrscheinlichkeit ortsbezogener Bindungen.

In diesem Sinne zeigt sich deutlich der ‚affirmative Charakter‘ raumbezogener Bindungen, die so neben einer ‚passiv-rezeptiven‘ (Kompensationsraum) eine ‚aktiv-bestätigende‘ Komponente erhalten. Insofern lässt sich auch im Hinblick auf eventuelle sozialplanerische Maßnahmen annehmen, dass in einem Gebiet vorhandene Bindungen zumindest teilweise eine günstige Ausgangsbasis für Empowermentprozesse darstellen. Sie ließe sich nutzen, um BewohnerInnen und (durch Eingriffsplanungen) Betroffene im Sinne des Empowerment-



Ansatzes zu „ermutigen und befähigen, ihre Stimme zu erheben, ihre (raum- und alltagsbezogenen) Bedürfnisse zu artikulieren, eigene Ressourcen zu entdecken und ihre Lebensverhältnisse gemäß der eigenen Interessen zu gestalten“ (Herringer 2005, 1)<sup>23</sup>.

### 2.3 Die Bedeutung der ‚Stadtgestalt‘

„Nur zu einer Hälfte schlägt die Erinnerung in den Kammern des Gedächtnisses Wurzeln: Zur anderen wohnt sie in den steinernen Straßen, in denen wir lebten“ (Lionel Abrahams<sup>24</sup>).

Die materielle Gestalt eines Ortes und deren Wahrnehmung sind Manifestationen des Sozialen in einer bestimmten (historischen) Sozialordnung und somit auch als Forschungsgegenstand von (stadt-)soziologischem Interesse (vgl. Treinen 1965, 76). Die physisch-materielle Struktur wird als Ausdruck und Interpretation ‚vergegenständlichten‘ menschlichen Lebens und Handelns sowie dessen sozialer Organisation verstanden (vgl. Sturm 1999, 34f.; Flade 1993, 50; Arendt 1967, 87f.; Selle 2003, 263; Moudon 1997; Sieverts 1973, 3; Ipsen 1997; Fischer/Delitz 2009, 9).

Der Exkurs zur Differenzierung des Verständnisses von Identität und Identifikation deutete bereits an, dass im Zuge der Identitätsbildung auch eine „Identifikation *mit*“ signifikanten Orten stattfindet, die schließlich emotionale Bindungen, Heimatgefühl und Ortsloyalität entstehen ließe (Weichhart 2007, 35). Der Stadtgestalt oder ‚Physiognomie‘<sup>25</sup> werden dabei symbolische Funktionen sowohl auf individueller als auch auf kollektiv-gesellschaftlicher Ebene zugeschrieben: indem individuell-spezifische Symbole die Alltagswelt und Lebensspuren der BewohnerInnen spiegelten und indem kollektive Raumsymbole die Geschichte sozialer Gemeinschaften symbolisierten (Reuber 1995, 67; vgl. Weichhart et al. 2006, 71ff.). So ergibt sich eine (*Ver-*)*Bindung* von Mensch und

23 Eher im Sinne einer einzusetzenden Sozialtechnik beschreiben Frey/Hamedinger, es könne „über einen entsprechend zu gestaltenden konsensualen Partizipationsprozess die Veränderungen des Ist-Zustandes in problematischen Stadtteilen angestrebt werden“ (Frey/Hamedinger 2006, 2931, Fehler im Original; vgl. grundsätzlich zum Verhältnis von Empowerment und Stadtentwicklungsmaßnahmen auch Ritterhoff/Sievers 2011).

24 Abgedruckt u.a. in: Vladislavic, Ivan: Johannesburg. Insel aus Zufall. A1 Verlag, 2008

25 Zur Charakterisierung der ‚Stadtgestalt‘ werden allgemein die Bausubstanz, das städtebauliche Arrangement und die Topographie, sowie Elemente der Straßen- und Platzmöblierung, aber auch besondere ‚landmarks‘ eines Ortes herangezogen (vgl. Reuber 1995, 62; Göschel 1984, 6; Raith 2000).

Materialität (vgl. Röllin/Preibisch 1993, 29; Herlyn 1990, 190f.; Christmann 2004, 36; Weichhart et al. 2006, 71ff.; Downs/Stea 1982, 20f.; Fuhrer/Kaiser 1993; Reuber 1993, 17f./51; Göschel 1987).

Über die mittelbar-symbolische Ebene hinaus spielen in diesem Zusammenhang auch (alltagspraktische) Funktionen – Orientierung, Vertrautheit und Sicherheit sowie Nutzungsvielfalt – eine erhebliche Rolle. So prägte die empirische Arbeit Lynchs (1960) über ‚Das Bild der Stadt‘ früh ein grundlegendes Verständnis der Wahrnehmung und ‚Produktion‘ von Stadt als Synthese aus physischer Umwelt, Wahrnehmungen und Nutzungen (Sieverts 1997, 56). In späteren Arbeiten wird dies vielfach als funktional-rationale oder habituelle Bindung beschrieben. Einerseits findet dabei durchaus Anerkennung, dass gerade die materielle Struktur aufgrund ihrer Dauerhaftigkeit und materiellen Präsenz als Symbolträger besonders geeignet sei (Bormann 2001, 253). Nur wenige AutorInnen gehen allerdings so weit, dass die Symbolkraft der Architektur im Hinblick auf die Identität der Stadt und die Identifikation der BewohnerInnen genauso wichtig sei wie beispielsweise soziale Beziehungen (vgl. Böhme 2000, 72; Röllin/Preibisch 1993, 27; Lawrence/Low 1990, 466; Giuliani 2003).

In diesem Kontext stehen im Folgenden zunächst die Betrachtung der funktionalen und symbolischen Bedeutungsdimension der Stadtgestalt für die Ausbildung und Aufrechterhaltung raumbezogener Bindungen im Mittelpunkt. Ein weiterer Abschnitt diskutiert im Hinblick auf das Beispiel Stadtbau die Anwendung dieser Kategorien auf das ‚Bindungspotenzial‘ von Großsiedlungen. Das Kapitel wird abgeschlossen durch die Darstellung zentraler Erkenntnisse hinsichtlich der individuellen und gesellschaftlichen Relevanz raumbezogener Bindungen sowie einen zusammenfassenden Ausblick.

### 2.3.1 Funktionale Dimension – Orientierung, Vertrautheit, Sicherheit

*„Wir benutzen in der Gegenwart die Erfahrungen der Vergangenheit, um mit ihrer Hilfe die Zukunft zu meistern“ (Downs/Stea 1982, 89, Herv.i.O)*

Die Bausubstanz und das städtebauliche Arrangement, die Topographie und Infrastruktur, sowie einzelne Objekte und Elemente des öffentlichen Raums strukturieren insbesondere städtische Umwelten. In diesem Zusammenhang werden die Kenntnis und Ordnung sowie das Verständnis der jeweiligen Umwelt als Grundbedürfnisse des Menschen beschrieben (Lynch 1989, 13f.); sie ermöglichen dem Individuum Kontrolle auszuüben und vermitteln Sicherheit sowie Entspannung (vgl. Belk 1992, 38; Flade 1993, 47; Marcus 1992, 88). Den Aspekten ‚survival‘ und ‚security‘ wird dabei auch eine tragende Bedeutung für die Ausbildung raumbezogener Bindungen zugewiesen. Dabei ermögliche die Loka-

lität die Nutzung notwendiger Ressourcen und infolgedessen auch eine kognitive Bindung über „the knowledge and familiarity of how these resources may be extracted or used within the place“ (Scannell/Gifford 2010, 5).

Das Sich-Auskennen an einem Ort hat im Hinblick auf Bewegung, Nutzung und Effizienz eine hohe alltagspraktische Relevanz (Abkürzungen, Einrichtungen der lokalen Infrastruktur, „Angsträume“) (vgl. Lynch 1989, 144; Fuhrer/Kaiser 1993, 63; Reuber 1995, 62). Sie geht aber vielfach weit darüber hinaus: Hummon (1992, 258) spricht beispielsweise von einem „sense of insideness“. Auch andere Autoren thematisieren die Relevanz strukturierender funktionaler und sozialer Informationen über „den Komplex der Beziehungen zwischen Orten, Menschen, Aktivitäten und Wegstrecken“ (Downs/Stea 1982, 45; vgl. Proshansky et al. 1983, 67; Kitchin 1994, 2; Norberg-Schulz 1989, 181)<sup>26</sup>. So werden im Prozess des ‚kognitiven Kartierens‘ Erinnerungen und Erlebnisse mit den räumlichen Strukturen verbunden und auf diese Weise jener Komplex der Beziehungen wiederum abrufbar: „denn ein Bild des ‚Wo‘ bringt uns auch das ‚Wer‘ und ‚Was‘ wieder in Erinnerung“ (Downs/Stea 1982, 49). Mit diesem umfassenden und integrativen Prozess des Sich-Auskennens wird auch die Ausbildung von Gefühlen einer sinnhaften Zugehörigkeit und damit die Entstehung raumbezogener Bindungen assoziiert (Gebhardt et al. 1995, 26; vgl. Proshansky et al. 1983, 67; Fuhrer/Kaiser 1993, 63; Downs/Stea 1982, 49; Christmann 2004, 38). Darüber hinaus kann durch die Vertrautheit mit und die Gewöhnung an einen bestimmten Ort dieser auch zu einem (individuellen) Kompensationsraum (vgl. Abschnitt 2.1.2) werden: „Restoration within a favorite place improves self-regulatory processes by providing a secure, comfortable environment conducive to self-reflection, problem-solving, and stress relief. A favorite place is a safe haven“ (Scannell/Gifford 2010, 6).

In diesem Zusammenhang lassen sich *Qualitäten der räumlichen Umwelt* beschreiben, die für Bindungsprozesse als besonders förderlich angesehen werden. Zunächst sind dies *materiell, funktional und sozial relativ homogene Gebiete bzw. Strukturen* mit ‚eindeutiger Identität‘, die sich auch „anhand siedlungsstruktureller Grenzen von benachbarten Räumen unterscheiden lassen“ (Konda 1995, 8/26; Binder 2002, 12; vgl. Göschel 1987; Christmann 2004, 334; Norberg-Schulz 1989, 181; Kennett/Forrest 2006, 713f.; Treinen 1965; Bertels

26 In der Umwelt- und Wahrnehmungspsychologie sowie der Einfühlungsästhetik wird der Wahrnehmung und dem Einfühlen in gebaute Strukturen eine noch höhere Bedeutung beigemessen: „Architektur- und Raumwahrnehmung basieren damit auf den Empfindungen des Leibes (...). Dieses Mit- und Nacherleben leiblicher Empfindungen findet vor allem in der Vorstellung statt, kann aber unmittelbar auch zu körperlichen Reaktionen führen“ (Wagner 2004).

1997; Altman/Low 1992, 5; Herlyn 1997)<sup>27</sup>. Damit zeigt sich wiederum ein Bezug zu dem bereits im obigen Exkurs angerissenen Zusammenhang von Ortsidentität und Identifikation der Bevölkerung: indem das „wohlige ‚Heimat‘-Gefühl dann am stärksten ist, wenn ‚Heimat‘ nicht nur etwas Vertrautes, sondern auch etwas irgendwie Charakteristisches ist“ (Lynch 1989, 14; vgl. Göschel 1987, 92). Eindeutigkeit und Lesbarkeit werden einerseits auf das Vorhandensein manifester Abgrenzungselemente der Infrastruktur zurückgeführt – beispielsweise Straßen oder Wege. Andererseits drückt sich Abgrenzung auch im Sinne einer städtebaulichen, funktionalen oder lediglich symbolischen Abgeschlossenheit bzw. Eigenständigkeit eines Gebietes aus (Einheitlichkeit der Bebauungsstruktur, Möblierung, Fassaden) (vgl. Weeber 1971, 15/131; Christmann 2004, 334; Göschel 1987, 93ff.; Lee 2003; Weichhart 1999, 4). Lynch liefert eine umfassende Differenzierung hinsichtlich einer Strukturierung des Stadtbildes und unterscheidet dabei sechs Dimensionen: *Wegen* als den „vorherrschenden Elemente[n] in der Stadt, (...) durch die sich der Beobachter gewohnheitsmäßig, gelegentlich oder möglicherweise bewegt“ (Lynch 1989, 60); *Grenzen und Rändern* zwischen Gebieten (beispielsweise Straßen oder sonstige Barrieren), wobei solche am stärksten wirkten, „die nicht nur visuell deutlich, sondern auch kontinuierlich in der Form und unzugänglich für Querbewegungen sind“ (ebd., 78); *Bereichen mittleren bis größeren Maßstabs*, „in die der Bewohner ‚hineingeht‘ und deren jedes auf Grund seines irgendwie individuellen Charakters erkennbar ist“ (ebd., 61) – hier wird der Kontinuität u.a. bezogen auf Raumgliederung, Gebäudetypen, Benutzungszweck, Einwohnerstruktur hohe Bedeutung beigemessen (ebd., 84); *Brennpunkten* als strategischen charakteristischen Orten, die häufig genutzt werden (bspw. Bahnhöfe) (ebd. 61/90ff.); *Merkzeichen* im Sinne einmaliger „optischer Bezugspunkte“ und *Orientierungszeichen* allgemeinerer Art (ebd. 62/97ff.). Eigenständigkeit und Abgeschlossenheit würden weiterhin durch das Vorhandensein einer städtebaulichen, funktionalen und symbolischen *Mitte* hervorgehoben (vgl. Konda 1995, 18; Weeber, 1971, 140; Lynch 1989, 61f./90ff.). Lesbarkeit und Einprägsamkeit ergeben sich schließlich, wenn „die einzelnen Bereiche, Wahrzeichen und Weglinien leicht zu identifizieren und zu einem Gesamtmodell zusammenzufügen“ sind (Lynch 1989, 12/103). So hätten auch Störungen eines Bestandteils Auswirkungen auf das Gesamtbild: zwar müssten Vorstellungen mit „entsprechenden praktischen und emotionellen Schwierigkeiten“ auch „unvermeidlichen baulichen Änderungen“ angepasst

---

27 Dies wird teilweise explizit auch im Hinblick auf geplante Siedlungen und Quartiere betont, da sie sich im Bild ihrer BewohnerInnen insgesamt als Einheit darstellen würden (Weeber 1971, 15).

werden, dennoch „braucht man beständige Elemente, die die Umwandlungen überdauern“ (ebd., 104f.).

Die Funktionen von Sicherheit, Kontrolle und Orientierung bilden somit eine wichtige Basis für die Bedeutung der Stadtgestalt im Hinblick auf Bindungsprozesse. Sie können diese jedoch nicht vollständig erklären. Wie bereits angedeutet, sind die Aspekte der symbolischen Repräsentation und Identifikation über bzw. mit der Stadtgestalt von erheblicher Relevanz – dieser Zusammenhang soll im Folgenden daher näher betrachtet werden (vgl. Reuber 1995, 61f.; Downs/Stea 1982, 49; vgl. Manzo/Perkins 2006, 337).

### 2.3.2 *Symbolische Funktion*

Während die Kontinuität und Stabilität der Stadtstruktur im Hinblick auf die Aspekte Orientierung und Vertrautheit eine *unmittelbar* alltagsfunktionale Notwendigkeit darstellen, vermittelt diese überdauernde Präsenz *mittelbar* individuelle und kollektive Kontinuität und dient so als „eine Art Arbeitsgedächtnis (...) für bindungsrelevante Ereignisse“ (Reuber 1993, 17f.) – vor allem auch in Zeiten gesellschaftlichen Wandels (vgl. Fuhrer/Kaiser 1993, 60; Proshansky et al. 1983, 66; Herlyn 1990, 193; Bertels 1997, 8). Maurice Halbwachs betont die Bedeutung räumlicher Bilder im kollektiven Gedächtnis und setzt die Festigkeit und Stabilität der „Steine der Stadt“ in Bezug zur Kontinuität sozialer Gruppen:

„Die verschiedenen Viertel innerhalb einer Stadt und die Häuser innerhalb eines Viertels haben einen festen Platz und sind ebenso stark im Boden verankert wie Bäume und Felsen, wie ein Hügel oder eine Hochfläche. Daraus ergibt sich, daß die Gruppe der Städter nicht den Eindruck hat, sich zu verändern, solange das Aussehen der Straßen und Gebäude gleichbleibt und es wenige zugleich fester gefügte und dauerhaftere soziale Formationen gibt“ (Halbwachs 1967, 130f.).

Diese Relevanz findet sich ebenso auf individueller Ebene: indem die über bzw. im Verhältnis zu einem Bindungsraum ausgebildete Identität als Bestandteil der personalen Ich-Identität interpretiert wird, erhalten diese Bindungen für jedes Individuum existenzielle Bedeutung (vgl. Keller 1988, 184f.; Marcus 1992, 109f.; Christmann 2004, 20; Flade 1993, 50). Auch das Individuum versichert sich über den Raum seiner eigenen Identität und greift mithilfe gewohnter Strukturen auf Wissen, Ereignisse und Erfahrungen zurück. Über diese Funktionen erhält also auch der symbolische Aspekt der physiognomischen Struktur Bindungsrelevanz. So könne eine bauliche Umwelt auch ohne direkte Aktivitäten und ohne nahe Sozialbeziehungen Anknüpfungspunkt für Bindungen sein (Romeiss-Stracke 1985, 30ff.; vgl. Spiegel 1984, 17).

Die Bindung an einen Ort wird daher ganz wesentlich mit der symbolischen Belegung der materiellen Struktur im Hinblick auf bindingsrelevante Ereignisse und Erlebnisse begründet (vgl. Konda 1996, 15; Röllin/Preibisch 1993, 127; Treinen 1965; Thomas et al. 2006, 27; Sieverts 1997, 56; Reuber 1993, 108; Spiegel 1984, 17). Insgesamt scheint allerdings eine trennscharfe Differenzierung individueller und kollektiver Aspekte dabei schwierig: Reuber (1993, 51) unterscheidet nach individuell und kollektiv bedeutsamen ‚landmarks‘ bzw. Assoziationspunkten. Demgegenüber betonen andere AutorInnen die räumlich-inhaltliche Überschneidungen auf der jeweiligen Bindungsebene als „geographische[r] Schnittpunkt subjektiver Lebenserfahrung und überindividueller Geschichte“ (Gebhardt et al. 1995, 27; vgl. Selle 2003, 269; Bahrdt 1984, 13).

Die Betrachtung raumbezogener Bindungen geht damit auch über die mikrosoziologische Analyse individueller Wahrnehmungen und Handlungen hinaus. Denn es handele sich um „the symbolic relationship formed by people giving culturally shared emotional/affective meanings to a particular space“ (Low 1992, 165). Die materielle Struktur vermittle dabei einerseits individuelle Kontinuität und biete dem Individuum andererseits die Möglichkeit, sich in den gesellschaftlichen Bedeutungskontext von Verbindung und Zugehörigkeit einzubinden (Reuber 1993, 52ff.; vgl. Helbrecht 2005, 148; Altman/Low 1992, 10; Gebhardt et al. 1995, 54). So fand Blokland (2003) in ihrer empirischen Untersuchung eines innerstädtischen Stadtviertels einerseits individuelle Verbindungen von Erinnerungen und dazugehörigen Orten, denn „all stories about the past include references to *locations*“; „location helped people remember“ (ebd., 205f., Herv.i.O.). Andererseits hätten diese gemeinsamen Erinnerungen auch zu neuen Gemeinschaftsformen zwischen älteren Personen geführt, die zuvor wenig miteinander zu tun gehabt hätten: „now they found each other through collective memories associated with the location“ (ebd.). Reuber zufolge stützen sich diese Assoziationen und Bezüge „verstärkt auf einige wenige kollektive Raumsymbole“, die „den meisten Bewohnern ‚gemeinsam‘ bekannt sind“: in seiner Kölner Untersuchung waren dies unter anderem alte Bausubstanz, gründerzeitliche Straßen und Häuser, Stadtmauer, Kirche, Brauerei und Fabrik, Marktplatz, Fußgängerzone und Grünanlagen (Reuber 1993, 51; vgl. Downs/Stea 1982, 129). Diese Ergebnisse hinsichtlich der individuellen und sozialen Relevanz der materiellen Stadtstruktur und ihrer Einzelelemente werden auch von anderen AutorInnen bestätigt (vgl. Fuhrer/Kaiser 1993, 60; Reuber 1993, 58; Keller 1999, 97f.; Wagner 2004; Lynch 1989, 146f.; Bormann 2001, 253; Belk 1992, 42; Hummon 1992, 258; Christmann 2004, 20).

Verschiedene Autoren verweisen in diesem Zusammenhang auf mobilitäts- und bindingsbezogene Negativfolgen von unterschiedlichen Ausmaßen: Stokols et al. (1983) zufolge sei eine hohe Mobilität – und damit die indirekte

Veränderung der Umgebung – häufig verbunden mit „certain direct, negative effects on subjective well-being and social relations (...) with having more illness-related symptoms and with having a lower sense of community“. Negative gesundheitliche Auswirkungen seien dabei abhängig von der sozialen und Wohnsituation der Betroffenen: „the perceived quality of the individual’s current situation at home and at work, and on temporal factors such as his or her perceptions of earlier residences, time spent in the current residence, and perceived availability of attractive housing options“ (ebd. 15). Vor allem auch „low levels of residential choice“ hätten einen zusätzlich negativen Einfluss (ebd., 16; vgl. Brown/Perkins 1992, 288). Wiederum zeigen sich mit der Wohndauer bzw. der Wohnbiographie und der Freiwilligkeit der Wohnentscheidung klassische Indikatoren als relevant im Hinblick auf die Rolle eines Kompensationsraumes. Die unfreiwillige Ge-Bundenheit an einen Ort bzw. die Unmöglichkeit der Einflussnahme auf den Wohnsitz wird so mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen assoziiert, ebenso wie der Verlust des gewohnten Bindungsraumes. Gleichzeitig verweisen die Ergebnisse auf ein grundsätzliche Dilemma: so könnte durch Eingriffe die Wohnqualität angehoben und damit die negativen gesundheitlichen Einflüsse der Wohnumgebung entschärft werden; jedoch bleibt letztlich offen, inwiefern durch diese ‚Verbesserungen‘ wiederum Verluste in anderen Dimensionen entstehen (Kostenanstieg, soziale Kontakte, symbolische Funktionen).

Die Anfang der 1960er Jahre in einem Bostoner Sanierungsgebiet durchgeführte Untersuchung von Fried ist in diesem Zusammenhang eine der ersten, die sich mit der Wahrnehmung der Kahlschlagsanierung durch die betroffenen BewohnerInnen auseinandersetzt. Der Autor beschreibt insbesondere die durchgeführten Zwangsumsiedlungen als „a highly disruptive and disturbing experience“ (Fried 1963, 151). Im Mittelpunkt stehen dabei *Verlusterfahrungen unterschiedlichen Ausmaßes*. Nicht nur äußerten die Befragten hinsichtlich der ehemaligen Wohnorte Reaktionen, die der Trauer um geliebte Personen glich. Vielmehr beschrieben sie diese – ganz im Sinne der ‚Ortsidentität‘ – auch als einen Teil ihrer selbst: „it was like a piece being taken from me“, „I felt terrible“, „I used to stare at the spot where the building stood“, „I was sick to my stomach“ (ebd., 152). Die Wahrnehmung der Veränderung bzw. die erlebte Störung der Bindung äußerte sich demnach hauptsächlich

„in the feelings of painful loss, the continued longing, the general depressive tone, frequent symptoms of psychological or social or somatic distress, the active work required in adapting to the altered situation, the sense of helplessness, the occasional expressions of both direct and displaced anger, and tendencies to idealize the lost place“ (Fried 1963, 151).



Diese Folgen wurden wesentlich mit der Unterbrechung des individuellen Kontinuitätssinns und einer damit einhergehenden Identitätsfragmentierung (der Orts- und Gruppenidentität) begründet (vgl. ebd., 153; Giuliani 2003, 144ff.). Denn durch nicht rückgängig zu machende Veränderung und/oder die Zerstörung materieller Strukturen werde nicht nur das Erinnern an sich, sondern vielmehr auch die Vorstellung, die Menschen von sich, Gruppen und Bezugsterritorien hätten, in Frage gestellt (Hauser 2003). Weiterin ließen sich Auswirkungen bis hin zum Verlust der räumlichen Teilidentität beschreiben: „extreme variations in the physical environment (...) may indeed threaten the self-identity of the individual“ (Proshansky et al. 1983, 66; vgl. Marcus 1992, 110; Twigger-Ross/Uzzel 1996, 218). Dem Individuum wird in diesem Zusammenhang zwar ein Toleranzspektrum attestiert, allerdings sei „für die Übereinstimmung des Menschen mit seiner Umwelt und für sein Wohlbefinden in dieser Umwelt ein überwiegender Anteil an gewohnter Zeichensubstanz erforderlich“ (Pahl 1974, 68; vgl. Lynch 1989, 104f.). Die Anpassungsleistung habe Grenzen, die „offenbar überschritten sind, wenn binnen kurzer Zeit ein ganzer Stadtteil abgerissen und in veränderter Form wieder aufgebaut wird“ (Spiegel 1984, 23; vgl. Bausinger 1990, 87). Diese hier genannten Grenzen, so zeigen die behandelten Beispiele, werden in der alltäglichen Praxis allerdings vielfach überschritten.

Zwar kann die Kontinuität erlebter räumlicher Zeichen einerseits biografische und gesellschaftliche Umbrüche abfedern (vgl. Göschel 1987, 100). Andererseits wird mit ihrer Relevanz auch eine Verletzlichkeit offenbar: gerade wenn Stabilität im Zuge erlebten Wandels besonders gefordert ist, kann dieser Wandel gleichzeitig mit einer Veränderung der Halt gebenden Strukturen verbunden sein – beispielsweise durch (erzwungene) Mobilität oder verändernde Eingriffe. Diese gewohnten Strukturen und die Bindungen lassen sich jedoch nicht einfach räumlich transferieren, so dass sich eine elementare Angewiesenheit und mithin auch eine erhebliche Betroffenheit bei entsprechenden Eingriffen in diese Mensch-Umwelt-Beziehung ergeben (vgl. Weeber 1971, 127; Bahrdt 1984, 12; Fuhrer/Kaiser 1993, 65). So stellt Siebel (1977, 395) im Hinblick auf die Veränderungen durch städtebauliche Sanierungsmaßnahmen fest: „Insofern als emotionale Bindung auf die ‚Geschichte‘ hinweist, die das Gebiet für seine Bewohner hat, ist diese Qualität allerdings auch unersetzbar“.

Hinzu kommt, dass Ortswechsel oder die Veränderung der Umwelt gleichzeitig *neue, langfristige Anforderungen im Hinblick auf eine Anpassung und Gewöhnung* an die neuen Strukturen mit sich bringen (Twigger-Ross et al. 2003, 211; vgl. Brown/Perkins 1992, 284). Somit haben Eingriffe nicht nur Auswirkungen auf diejenigen, die in andere Gebiete umziehen müssen, sondern

auch die ‚Dableibenden‘ erführen diese „transformation of place“ als ein indirektes „displacement“ (Hummon 1992, 269; vgl. Brown/Perkins 1992, 284)<sup>28</sup>. Mit der Veränderung der Umwelt – direkt durch Eingriffe oder indirekt durch erzwungene Mobilität – wird auch der latente Charakter raumbezogener Bindungen offenbar, so dass sich erst durch den Verlust Bedeutung und Inhalte der Bindung manifestieren.

Eventuelle Proteste gegen städtebauliche Eingriffe lassen sich in diesem Kontext erklären: sie bedrohen nicht nur die ‚Funktionalität‘ des gewohnten Alltags, sondern die Sicherung der persönlichen und sozialen Kontinuität wie auch den individuellen und kollektiven Erinnerungsspeicher (vgl. Göschel 1987, 98f.; Blokland 2003, 159ff.; Twigger-Ross et al. 2003, 210; Proshansky et al. 1983, 70ff.; Manzo/Perkins 2006, 337): „Bewohner protestieren gegen bauliche Veränderungen ihrer Umwelt nicht in erster Linie, weil ihnen für eine kurze Zeit die Orientierung erschwert wird, sondern weil mit der Veränderung der Physiognomie auch die Bedeutungsinhalte verloren gehen, die damit verknüpft waren“ (Reuber 1995, 61).

Auch eine Verbesserung der baulich-infrastrukturellen Ausstattung kann in diesem Fall scheinbar nicht den Verlust oder die Angst kompensieren, „daß die vertrauten Symbole und räumlichen Ensembles verloren gehen und damit auch die Reaktivierung von Erinnerungen“ verunmöglicht und ein Stück Biographie ortlos werde (Reuber 1993, 110; vgl. Konda 1995, 2). Veränderungen würden umso mehr und größere Verteidigungs- und Protestaktionen der betroffenen BürgerInnen hervorrufen, je größer ihre Angewiesenheit auf die ortsspezifischen Strukturen und Ressourcen sei (Winter/Church 1984, 81; vgl. Manzo/Perkins 2006, 337). Wenn allerdings – wie im Stadtumbaugeschehen – vor allem Gebiete von Eingriffen betroffen sind, deren BewohnerInnen gerade auf die lokalen Ressourcen angewiesen sind, aber jene Einspruch- und Verteidigungsstrategien nicht Teil dieser sozialen und/oder ökonomischen ‚Ressourcenlage‘ vor Ort sind, kann dies eine entsprechende Auseinandersetzung um die Ausgestaltung von Veränderung und Entwicklung verhindern.

Der folgende Abschnitt setzt sich daher mit einer Siedlungsform auseinander, die der hauptsächliche Ansatzpunkt für erhebliche städtebauliche Eingriffe im Stadtumbaugeschehen ist und deren diskursive ‚Bearbeitung‘ seit den 1970er Jahren in West-, seit der Wende auch in Ostdeutschland von einer Ambivalenz aus Eigen- und Fremdwahrnehmung geprägt ist. Dabei ist die ‚Stadt-

---

28 Low (1992, 179) beschreibt ein solches Beispiel einer ‚transformation of place‘: „One of my first experiences in *parque central* was observing an old man cry when he saw that two giant palm trees had been cut down. He wept and cried out that now the plaza would never be the same for him as he had spent his entire life under those palm trees”.

gestalt‘ von Großsiedlungen einerseits mit einer erheblichen Prägnanz ausgestattet, andererseits werden gerade dieser Form und Struktur Bindungspotenziale meist pauschal abgesprochen.

### 2.3.3 *Sonderfall Großwohnsiedlung*

„Denn auch die ‚Nicht-Orte‘ sind Teil der Alltagswelten zahlreicher Menschen“ (Bormann 2001, 287f.).

Wenn für die Ausbildung und Aufrechterhaltung raumbezogener Bindungen wesentlich auch die jeweilige materielle Umwelt relevant ist, stellt sich unweigerlich die Frage nach der Beschaffenheit dieser ‚Bindungsorte‘. Bereits diskutiert wurden in diesem Zusammenhang die Maßstabsebenen lokaler Bindungen, ortsbedingte Bindungspotenziale bzw. funktionale und soziale Konstellationen, die Bindungen erleichtern und wahrscheinlich machen, sowie einige Aspekte einer bindungsfördernden städtebaulichen Struktur.

Großwohnsiedlungen im Sinne einer mehr- bzw. vielgeschossigen Bebauung in Punkt-, Zeilen-, Scheiben oder ähnlicher Bauweise<sup>29</sup> nehmen in diesem Kontext eine hervorzuhebende Bedeutung ein: sie wurden insbesondere ab den 1960er Jahren mit dem Ziel erbaut, dort ‚modernes Wohnen‘ mit modernem Städtebau zu realisieren. Seit dem Zweiten Weltkrieg wurde dabei die ‚geliederte und aufgelockerte‘ durch die autogerechte und schließlich durch jene Stadt(erweiterungen) ergänzt, die ‚Urbanität durch Dichte‘ herstellen sollten (vgl. Albers 1996, 7; Rodenstein 1991). In den neu erschlossenen Gebieten wurden während der Sanierungsvorhaben auch den BewohnerInnen der als erneuerungsbedürftig eingestuften innerstädtischen Altbauquartiere Ersatzwohnungen gestellt (vgl. Abschnitt 3.1). Gleichzeitig setzte eine allgemeine Kritik in Westdeutschland bereits kurz nach der Fertigstellung der ersten großen Vorhaben in den 1960er Jahren ein. Und auch wenn die Siedlungen seither durch Forschungs- und Evaluationsprogramme begleitet wurden und im Hinblick auf städtebauliche Variationen und infrastrukturelle Ausstattungen Nachbesserungen stattfanden, so blieben sie im Zusammenhang mit teilweise hohen Fluktuationsraten, sozialen Konflik-

29 Im deutschsprachigen Raum existieren unterschiedliche Definitionen und statistische Abgrenzungen für Großwohnsiedlungen (vgl. Jessen 1998). Die Arbeit bezieht sich in diesem Zusammenhang auf Erkenntnisse, die im Hinblick auf diese Siedlungsform – unabhängig von ihrer jeweiligen Größe – publiziert wurden. Im Mittelpunkt steht dabei vor allem eine architektonische bzw. Siedlungsform, die gekennzeichnet ist durch mehr- und vielgeschossigen Wohnungsbau, der überwiegend in den 1960er bis 1980er Jahren in peripherer bzw. Stadtrandlage (in Ostdeutschland ggf. auch innerstädtisch bzw. ländlich) errichtet wurde.

ten und der Diskussion um ‚negative Wirkungen‘ auf ihre BewohnerInnen weiterhin Gegenstand theoretischer und planerischer Auseinandersetzungen.

Gerade in diesem Kontext kann am ‚Sonderfall‘ Großwohnsiedlung exemplarisch eine weitere *Ambivalenz* im Umgang mit raumbezogenen Bindungen dargestellt werden und zwar jene *der Innen- und Außenwahrnehmung von Bedürfnissen bzw. Problemwahrnehmungen*.

Denn einerseits lässt sich beobachten, dass dieser Siedlungsform ein Bindungspotenzial häufig pauschal abgesprochen, ihnen im Gegenteil teilweise sogar eine latent ‚gefährliche Wirkung‘ auf die BewohnerInnen selbst und ihre – in dieser Umgebung angeblich gar nicht entwicklungsfähige – Ortsbindung unterstellt wird. So wurde der Wegfall traditioneller Stadtqualitäten, die Verarmung der sinnlichen Wahrnehmung und damit der Verlust an Möglichkeiten zur Identitätsbildung und Selbstentfaltung konstatiert (Böhme 2000, 94; vgl. Bahrdt 1984, 13; Reuber 1993, 108; Röllin/Preibisch 1993, 80). Diese Bedingungen verhinderten eine Aneignung durch und damit ein Heimisch-werden der AnwohnerInnen (Konda 1996, 146f.; vgl. Weeber 1971, 150; Mitscherlich 1965, 14f.). So merkt beispielsweise Reuber an, dass jedem, der

„schon einmal durch die gesichtslosen, in ‚industrieller Großplattenbauweise‘ erstellten Wohnghettos in Jena, Halle-Neustadt oder einer anderen bundesdeutschen Großstadt gegangen ist, dem wird spätestens hier deutlich geworden sein, daß eine derart drastische Reduktion der physiognomischen Anmutungsqualitäten sich nahezu zwangsläufig auch auf die Ortsbindung, auf das ‚sich einrichten‘ und ‚sich-geborgen-fühlen‘ im Wohnviertel auswirken muß“ (Reuber 1993, 16f.).

Der moderne Städtebau wird auf diese Weise mit der Missachtung soziokultureller Traditionen assoziiert und als Folge der Verlust oder der Zerstörung von Ortsidentitäten und Heimat festgestellt (vgl. Böhme 2000, 94). Es entstünden Orte, „deren Destruktivität auf die Menschen zurückwirkt“, womit „ein sozial-räumlicher Zirkel der Hoffnungs- und Orientierungslosigkeit“ entstehe (Hassenpflug 2000, 35). Insbesondere für Kinder müsse angenommen werden, „daß (...) sich mangelnde Sozialerfahrungen bzw. Wahrnehmungsdefizite in sich erst später offenbarenden Persönlichkeitsdeformationen [sic] niederschlagen“ (Herlyn 1987, 117). Im Zusammenhang mit öffentlich geführten ‚Ghetto‘- oder ‚Brennpunkt‘diskussionen wird so teilweise auch von wissenschaftlicher Seite ein (Wirkungs-)Zusammenhang von städtebaulicher Struktur und der Entstehung sozialer Problemlagen konstruiert. Diese hochgradig normativ aufgeladene Diskussion spitzt sich – auch im heutigen Stadtumbaugeschehen – dahingehend zu, dass ‚Bindungen‘ zu einer Problemkategorie werden: indem angeführt wird, dass soziale Beziehungen ‚negative Milieuerscheinungen‘ perpetuieren (vgl. beispielsweise Lanz 2007, 163 ff.) und eine finanziell bedingte ‚Ge‘-Bundenheit

bestimmter Bevölkerungsgruppen eine unerwünschte ‚Ballung‘ sozial benachteiligter Haushalte in bestimmten Quartieren bedingt (vgl. BMVBS 2010, 9; BMVBS 2012, 17/55).

Andererseits lässt sich aus den bisher vorgestellten Ergebnissen ableiten, dass die Kriterien einer gut lesbaren, eindeutigen und abgrenzbaren Stadtgestalt insbesondere auf die Form neu geplanter Mehrfamilienhaus- und Großsiedlungen zutreffen – gerade dies war auch Bestandteil der Planungsideale. Damit steht das pauschale ‚Unwerturteil‘ im Widerspruch zu den bindungsfördernden Gestaltqualitäten derartiger Räume und zu der (teilweise von den gleichen AutorInnen) konstatierten überragenden Rolle der (von der Stilrichtung unabhängigen) individuellen und kollektiven Symbolkraft der physiognomischen Gestalt. Dabei scheint weniger die Siedlungsform als vielmehr deren jeweilige Gestaltung, Pflege und Ausstattung für die Wohnzufriedenheit und lokale Bindungen von Bedeutung zu sein (vgl. Konda 1996, 138; Reuber 1993, 120).

Als entscheidend hinsichtlich der funktionalen Bindungsrelevanz städtebaulicher Strukturen wurden deren Eindeutigkeit und Abgrenzbarkeit hervorgehoben. Und so habe man auch nachweisen können, dass „landläufig als häßlich, abstoßend, erdrückend bezeichnete Formensysteme baulichen Einheiten und Ensembles eine sehr klare Identität verleihen“ (Göschel 1984, 8; vgl. Konda 1996, 138f.) und dass die „Eindeutigkeit, in der ein Ort, ein Raum oder ein Raumausschnitt zur Identität wird, (...) nicht von der Qualität z.B. der Architektur, sondern der Prägnanz der Definition“ abhängt (Göschel 1984, 6f.). In der Studie von Konda wurde die „Überschaubarkeit der Gesamtstruktur“ in der Großsiedlung von den Befragten positiv hervorgehoben und 71 Prozent der BewohnerInnen fühlten sich mit ihrer Straße bzw. 63 Prozent mit dem Viertel verbunden (Konda 1996, 102ff.). Diese Daten bezüglich der kleinräumigen Verortung bestätigen die Ergebnisse von Reuber ebenfalls: demnach seien zwar gewachsene Stadtviertel reicher an kollektiven ‚landmarks‘ (Reuber 1993, 108), gleichzeitig spielten aber für die lokale Ortsbindung „vielmehr die in der individuellen Bewertung positiv bewerteten *Teilbereiche des Viertels* eine zentrale Rolle“ (ebd. 53, Herv. KS). Diese seien eng mit alltagsweltlichen Ansprüchen und Verhaltensweisen der Befragten verknüpft und erzeugten eine hohe Verhaltenssicherheit und Vertrautheit (ebd., 56f.). Auch Herlyn folgert mit Verweis auf eigene Studien in Ostdeutschland, dass sich in den (industriell errichteten) Wohnquartieren „die Informiertheit, die Nutzungen von Gelegenheiten (wie z.B. infrastrukturelle Einrichtungen) und verschiedene Kommunikationen in der Regel so eng verdichten, dass vertraute Lebensräume entstehen, die sich deutlich voneinander unterscheiden lassen“ (Herlyn 2010, 241) (vgl. zur Wohnzufriedenheit auch Abschnitt 4.2.2.2).

Auf diesen Wahrnehmungs- und Be-Deutungsprozess nehmen wiederum andere bindungsrelevante Faktoren Einfluss. Mit zunehmender *Dauer der Ansässigkeit und Alter des Viertels* kann eine Zunahme sozialer Interaktionszusammenhänge festgestellt werden: so fasst beispielsweise Herlyn (1987, 113f.) großsiedlungsbezogene Forschungsarbeiten zwischen 1969 und 1982 dahingehend zusammen, dass sich zwar im Bezugsstadium ein geringeres Ausmaß nachbarschaftlichen Verhaltens zeigte, aber im Zeitverlauf eine Intensivierung und *Vertiefung auch enger nachbarschaftlicher Kontakte* nach einigen Jahren stattfand.

Bezüglich der *symbolischen Besetzung* galt zunächst für Großsiedlungen in West- wie (später auch in) Ostdeutschland, dass der Umzug in eine solche Siedlung für die meisten (zukünftigen) BewohnerInnen „eine Befreiung aus beengten Wohnverhältnissen, unangenehmen Nachbarschafts- oder Verwandtschaftsbeziehungen, einer ungünstigen Mietersituation und ähnlichem“ bedeutete. Somit hätten die mit Modernität und Fortschritt assoziierten großzügigen städtebaulichen Strukturen durchaus auch Symbolwert erhalten (Weeber 1971, 150). Damit kommt auch in diesem Zusammenhang der *Aspekt persönlicher Erfahrung und biografischer Bedeutung* im Hinblick auf die Symbolkraft des Ortes zum Tragen: Heimat sei immer verbunden mit Orten, wo „wesentliche Erfahrungen zur Gewinnung von Identität erlebt wurden oder werden“ (Herlyn 1990, 184); auf diese Weise seien auch neue Siedlungen „für einen Großteil der Bewohner eine Heimat geworden“ (Willinger 2006, V; vgl. Herlyn 1987, 121).

Davon ausgehend zeigt sich eine doppelte Innen-Außen-Wahrnehmung, die einerseits die Einheit und Abgrenzbarkeit des Gesamtensembles, andererseits die innere Differenzierung im Sinne kleinräumiger Grenzen beinhaltet: für den gelebten Alltag ist es dementsprechend entscheidend, „dass die Großsiedlung zwar von außen betrachtet als ein monolithisches Ensemble erscheint, von den Bewohnern aber als fein differenziertes Gebilde aus Mikro-Örtlichkeiten gelesen wird“, in dem einzelnen Teilbereichen eine Bedeutung zugewiesen werde (Willinger 2006, V; vgl. Reuber 1995, 73). Eine positive Besetzung der Symbolfunktion sowohl der Siedlungen als auch der ‚Mikro-Örtlichkeiten‘ findet sich jedoch in der öffentlichen und fachlichen Diskussion selten, nur vereinzelt und teilweise ‚nebenbei‘ wird in diesem Kontext auf den symbolischen Wert neuerer Strukturen verwiesen (vgl. Christmann 2004, 38; IRS 2003; Reuber 1993) oder deren „kulturelle und soziale Identität“ hervorgehoben (BMVBW 1999, 154) – letzteres Zitat stammt im Übrigen aus einer Empfehlung, was bei notwendigen *Abrissen* zu beachten sei.

Es stehen sich also (die teilweise auch empirisch belegte) *Eigenwahrnehmung und (ein normativ aufgeladenes) Fremdbild* gegenüber, auch wenn prinzipiell jeder Siedlungsform ‚Heimatcharakter‘ zugesprochen wird. Welche Rele-

vanz diesen Bindungsorten als ‚Kompensationsraum‘ zukommt soll im abschließenden Kapitel, insbesondere auch vor dem Hintergrund von Bedrohung und Veränderung, behandelt werden.

## 2.4 Zwischenfazit: „what is at stake is the well-being of the person“<sup>30</sup>

Heimat als Raum oder Ort, auf den sich raumbezogene Bindungen beziehen, übernimmt die Funktion eines ‚*Kompensationsraumes*‘ (Bausinger). Dessen Kern generiert sich wesentlich aus zwei Charakteristika, die epochentypisch in ihrem ‚Möglichkeitsspielraum‘ differieren, aber den Wesensgehalt eines kulturgeschichtlich übergreifenden Verständnisses ausmachen: zunächst ist Heimat, so zeigt es der historische und forschungsbasierte Abriss, unmittelbar assoziiert mit ‚Sicherheit‘ im weitesten Sinne<sup>31</sup>. Es ist der Ort, an dem bestimmte Versorgungsansprüche gelten (ökonomisch), wo man eingebunden ist in das Netz von Institutionen, Freunden und Verwandten und weiß, welche Regeln zu beachten sind (sozial), der den Alltag durch seine Gliederung und Ausstattung bestimmt (funktional) und der schließlich auch durch die (Kontinuität seiner) Struktur Erinnerungen, Hoffnungen und Identität spiegelt (symbolisch). Sicherheit und Stabilität generieren in diesem Sinne einen *Komplementärcharakter von Heimat und Modernisierung*. Historisch bezieht sich das räumlich-geographische Spektrum in diesem Zusammenhang auf Maßstabsebenen vom individuellen Rückzugsort bis zur regionalen und nationalstaatlichen Ebene, wobei – abgesehen von revisionistischen Positionen – seit Mitte des 20. Jahrhunderts eine Verschiebung der Wahrnehmungsperspektive hin zum regionalen und insbesondere lokalen Zusammenhang beschrieben wird.

Weiterhin lässt sich ein kompensatorischer Aspekt dahingehend feststellen, dass Heimat kulturgeschichtlich relativ konstant auch ein Verständnis im Sinne eines ‚*Verfügungsraums*‘ beinhaltet. Dieser idealtypische Wesensgehalt aktiver oder passiver Teilhabe zieht sich wie ein roter Faden durch die Begriffsgeschichte: bis ins 19. Jahrhundert in rechtlicher Form durch Besitz- und Rechtsansprüche; politisch in Form (bürgerschaftlicher) Mitbestimmung zunächst für einige, schließlich für alle Mitglieder der Gesellschaft; sozial im Sinne (freiwillig-positiver) lokaler Netzwerke; symbolisch durch kollektive und individuelle

30 Proshansky et al. 1983, 66

31 Diese ist hier vor allem als ‚security‘, d.h. ‚existenzielle Sicherheit‘ und ‚certainty‘, d.h. ‚Erwartungssicherheit, weniger im Sinne einer auf die körperliche Unversehrtheit weisenden ‚safety‘ zu verstehen (vgl. Wehrheim 2006, 22).



Aneignung bzw. Repräsentation; funktional im Sinne einer Gewöhnung, Kontrolle und Kenntnis eines Gebietes.

Wenn Herlyn konstatiert, Heimat stehe seit Ende des 19. Jahrhunderts „quer zu einer konsequenten Modernisierung der Gesellschaft auf allen Gebieten“ (1990, 182), dann ist dies zunächst als ‚komplementär‘ im Hinblick auf die Funktion von Stabilität und Rückzugsmöglichkeit zu verstehen. ‚Quer‘ – so ließe sich ergänzen – steht sie insofern, als dass mit der wohlfahrtstaatlichen Anerkennung der Bedeutung von ‚Heimat‘ zunehmend Schutzmechanismen etabliert wurden, die in der Tat ein Durchschlagen der ungefilterten Folgen der Modernisierung verhindern sollen (vgl. Kapitel 3). Der idealtypisch *ambivalent-polare Charakter* von Heimat ist dabei implizit – als Ort von Gewohnheit, Kontinuität und Stabilität sowie als Lebensraum, dessen Gestaltung (also auch dessen Wandel) im Rahmen eines gebietsabhängigen Spektrums ‚normal‘ und möglichst auch beeinflussbar ist. Bewahrung und Veränderung, Fortgang und Rückkehr sind elementare Bestandteile, sind Wesensinhalt von Heimat – ohne ‚das Andere‘ kann es keine Definition des ‚Einen‘ geben. So verliert auch eine Heimat, die statisch und nicht wandel- und anpassungsfähig ist, ebenso wie eine solche, die das Weggehen und die Rückkehr nicht zulässt, ihre Funktion als Kompensationsraum und Repräsentationsort ihrer ‚Bezugssubjekte‘ – der BewohnerInnen.

Diese *Ambivalenz von Stabilität und Veränderung*, von individuellen und kollektiven Repräsentationen, von bewussten und unbewussten Bindungen stellt nicht nur für die wissenschaftliche, sondern auch für die politisch-planerische Auseinandersetzung eine erhebliche Herausforderung dar. Sie zeigt sich in den folgenden Praxisbeispielen, die diese Ambivalenz von der Planung bis zur Umsetzung spiegeln: sollen BewohnerInnen frühzeitig informiert oder nicht unnötig beunruhigt werden, ist es in ihrem Interesse, die alten Baustrukturen an einem neuen Ort zu duplizieren oder soll mit dem Umzug und einer anderen Umgebung im Gegenteil ein neuer Lebensabschnitt repräsentiert werden, kann bei der radikalen Erneuerung eines Quartiers die Verbesserung der Lebensbedingungen höher bewertet werden als der Verlust der vertrauten Umgebung?

Eine weitere Ambivalenz ergibt sich in Situationen bzw. Epochen gesellschaftlichen Wandels: Heimat und Bindung gelten als ‚Korrektiv‘ zu den erlebten Veränderungen und sind durch Kontinuität, Stabilität, Gewohnheit, Nähe und Sicherheit charakterisiert. Dieser Komplementärraum wird gebildet durch jenes Konglomerat aus sozialen Interaktionszusammenhängen, materiellen Objekten, funktionalen Strukturen, Assoziationen und symbolischen Beziehungen, die aber selbst Bestandteil jener sich wandelnden Lebenswelt sind. Gesellschaftlicher Wandel materialisiert sich damit gerade auch in Strukturen und Bereichen, die wesentlich für die Entstehung und Aufrechterhaltung raumbezogener Bindungen sind. Dadurch kann die paradoxe Situation entstehen, dass Menschen auf die

Stabilität und Kompensationsfunktion von (raumbezogenen) Bindungen besonders angewiesen sind, diese aber gleichzeitig aufgrund ihrer systemischen Eingebundenheit selbst in ihrer Existenz bedroht werden. Diese ‚Konjunkturabhängigkeit‘ zeigt sich deutlich sowohl im Hinblick auf die Wandlungsprozesse des Industrialisierungsprozesses als auch vor dem Hintergrund ökonomischer und sozialer Transformationsprozesse seit den 1970er Jahren und zur Jahrtausendwende (vgl. Opaschowski 2005).

In diesem Zusammenhang können sich die Herausforderungen und Auswirkungen oktroyierter Veränderungen der sozialen und physischen Struktur sowie unfreiwilliger Mobilität noch verstärken, wenn sie in Gebieten stattfinden, deren BewohnerInnen nicht über die ökonomischen, sozialen oder kulturellen Ressourcen<sup>32</sup> verfügen, um der Veränderung ihrer Heimat zu begegnen – sei es nun durch Wegzug, rechtliche Mittel und Protest oder Mitgestaltung (vgl. Hirschman 1970; Brown/Perkins 1992, 297f.). Gerade jene – so ließe sich schlussfolgern – die aufgrund persönlicher Umstände oder ökonomischer Entwicklungen die Schutzfunktion des Kompensationsraums besonders nötig haben, sind am wenigsten in der Lage, diesen selbst zu gestalten oder zu bewahren. Dies erscheint umso dramatischer und paradoxer als dass häufig gerade ‚benachteiligte‘ Lebensorte im Rahmen von Umstrukturierungsmaßnahmen zur Disposition stehen – beginnend mit der von Fried (1963) beschriebenen ‚slum-clearance‘, über die Erneuerung sozialer und physischer Strukturen ‚rückständiger Viertel‘ im Rahmen der bundesdeutschen Flächensanierung (vgl. Zapf 1969), bis hin zur diskursiven und schließlich mit dem Abriss auch praktischen Entwertung der Gebiete des industriellen Wohnungsbaus in Ostdeutschland. In diesem Sinne lässt sich eine sozial- und lebensortbedingte ‚doppelte Benachteiligung‘ feststellen.

Trotz ‚objektiv‘ schlechter Bedingungen oder eines negativen ‚Images‘ haben auch diese Orte „eine bestimmte Kostbarkeit für ihre Benutzer, die nicht Teil des konventionellen Konzeptes von Gütern ist“ (zit. nach Strom/Mollenkopf 2004, 287). Insbesondere psychologische Studien heben die Bedeutung bindungsrelevanter Orte und ihrer materiellen Gestalt als Teil der menschlichen Identität, als Mittel zur Aufrechterhaltung von personaler Kontinuität und Individualität sowie ihre Rolle hinsichtlich gruppenidentitärer Prozesse bis hin zur Stabilisierung sozialer Systeme hervor (vgl. Weichhart et al. 2006, 71ff.; Twigger-Ross/Uzzel 1996, 217; Rubinstein/Parmelee 1992, 139f.; Altman/Low

---

32 Bourdieu unterscheidet drei ‚Kapitalarten‘: soziales (Beziehungen, Gruppenzugehörigkeit), kulturelles (Bildung, Wissen, Kulturressourcen) und ökonomisches Kapital (Einkommen, Vermögen). Als nutzbare Ressourcen versetzen diese Einzelpersonen oder Gruppen (auch) in die Lage, Interessen, Positionen oder Diskurse zu etablieren.

1992, 10; Herlyn 1990, 199; Reuber 1993, 7; Weichhart 1990; Blokland 2003, 207).

Heimat und Bindungen manifestieren sich im Kontext ‚bedrohter Orte‘ (vgl. Twigger-Ross/Uzzel 1996, 210; Göschel 1984, 25; Bodzenta et al. 1981; Greverus 1972; Fuhrer/Kaiser 1993, 57), deren Existenzgefährdung zu einer bewussten Wahrnehmung von Ortsbezügen führt und diese dann auch empirisch fassbar macht. Dabei nehmen die Art und die Intensität der Bindung auch Einfluss auf das Ausmaß der (individuellen) Folgen von Veränderungen (Brown/Perkins 1992, 297). Die Komplexität wird in diesem Zusammenhang noch dadurch erhöht, dass sich eine *Verschränkung institutionalisierter, emotionaler und politischer Zuordnung* zeigt, wenn beispielsweise affektive Bindungen wesentlich auf wechselseitige Zusammenhänge von Eigentum, Aneignung, Langansässigkeit und (teilweise wiederum daraus resultierendem) politischem Engagement zurückgeführt werden.

Das folgende Kapitel stellt dar, inwiefern sich Politik und Planung im Hinblick auf (städtebauliche) Eingriffsplanungen mit dieser Komplexität auseinandergesetzt haben. In diesem Zusammenhang ergeben sich – ausgehend von den Ergebnissen zu Entstehungs- und Kontextbedingungen raumbezogener Bindungen – drei Dimensionen, wie Bindungen im Rahmen von Planung und Umsetzung städtebaulicher Eingriffe im Sinne einer (zu verhindernden oder zumindest zu vermindernenden) Betroffenheit berücksichtigt werden könnten.

Eine erste und – da die Notwendigkeit entsprechender Maßnahmen meist ‚außer Frage‘ steht – recht unwahrscheinliche Möglichkeit bestünde darin, keine großdimensionierten Veränderungen hinsichtlich der städtebaulichen und infrastrukturellen Struktur des Bestandes durchzuführen. Einige Autoren heben hervor, räumliche Strukturen könnten ihre Funktionen nur erfüllen, wenn sie gar nicht erst „aus den Angeln gehoben wurden“ (Herlyn 1990, 193; vgl. Herrle 2004). Auch Fried (1963, 169) plädiert dafür, das quantitative Ausmaß drastischer Umstrukturierungen zu reduzieren und Umzüge innerhalb einzelner Gebiete statt in neue Siedlungen zu ermöglichen.

Für den Fall einer Umsiedlung oder drastischen Neustrukturierung wird zweitens zumindest die Bewahrung bzw. der Wiederaufbau gewohnter Strukturen und Elemente empfohlen. So sollten beispielsweise bei Umsiedlungen „those features of the old setting which reflect and support the place-identity characteristics of these residents“ in die neue Umgebung integriert werden (Proshansky et al. 1983, 67; vgl. Brown/Perkins 1992, 298). Ganz im Sinne der von Feldman (1996) beschriebenen ‚settlement identity‘ (vgl. Abschnitt 2.2.1) wird gefordert, die neue Umgebung müsse der alten so ähnlich wie möglich und ‚assimilationsfähig‘ gestaltet sein (Fried 1963, 169; vgl. Brown/Perkins 1992, 298; Reuber 1993, 110; Christmann 2004, 38). So ergibt sich im Sinne einer sozialtechni-

schen<sup>33</sup> ‚top-down-Strategie‘ die Möglichkeit, Bindungen an das Alte ab- und neue aufzubauen. Dieses Vorgehen impliziert aber gerade auch ein genaues Wissen um die sozialen, psychischen und materiellen Strukturen und Ressourcen vor Ort: man müsste die Menschen zumindest dort ‚abholen‘, wo sie stehen.

Schließlich wäre drittens das Empowerment der Betroffenen (vgl. Abschnitt 2.2.2) ein entscheidender Schritt nicht nur zur Verminderung individueller Umbaufolgen und -verluste, sondern auch im Hinblick auf eine langfristig und nachhaltig angelegte Planung. Dies würde idealerweise ein umfassendes Paket aus wissenschaftlich-planerischer Vorbereitung und organisatorischer sowie sozialpädagogisch-therapeutischer Begleitung, der Schaffung von Anlaufstellen für Betroffene sowie die Organisation entsprechender Interessenvertretungen beinhalten. Auf diese Weise könnten zusätzlich vorhandene Bindungen gestärkt, Veränderung kompensiert und/oder neue Bezugsstrukturen aufgebaut werden – sei es am Ursprungs- oder Zuzugsort. Denn aktive (Mit-)Gestaltung fördert Bindungen – und sie ermöglicht es auch, eventuelle Verluste besser zu verarbeiten (vgl. Brown/Perkins 1992, 295). Pahl fordert darüber hinaus die Partizipation der Betroffenen auch bei gestalterischen Entscheidungen, um eine „Sozialbindung des Ästhetischen“ zu evozieren (1974, 67).

Grundsätzlich stellt die Komplexität des ‚Phänomens‘ raumbezogener Bindungen Wissenschaft und Forschung im Hinblick auf die Praxis städtebaulicher Eingriffe vor große Herausforderungen. Umso entscheidender sind sowohl der Rückgriff auf das Theorie- und Erfahrungswissen, maßnahmen- und fallbezogene Daten sowie ein Bewusstsein um jene Ambivalenzen, Abhängigkeiten und mehrdimensionalen Zusammenhänge des ‚Heimatphänomens‘. So deuten die Ergebnisse der Bindungsforschung darauf hin, dass im Einzelfall bestimmte soziodemografische bzw. räumliche Konstellationen auf eine hohe *Wahrscheinlichkeit* lokaler Bindungen unterschiedlicher Art und Intensität verweisen. Diese Kontextdaten (Wohndauer, demografische Zusammensetzung, sozioökonomischer Status, Eigentumsverhältnisse, Wohn- und Wohnumfeldstandards, infrastrukturelle Ausstattung) liegen häufig bereits vor (bei Wohnungsunternehmen, Statistikstellen, Kommunalverwaltungen) und sind für die Planung nutzbar. Sie müssen aber im Hinblick auf spezifische Indikatoren (Nutzungen und ‚Alltagswege‘, soziale Eingebundenheit, Beziehungen und Kontakte, Umzugspläne, symbolische Bezugspunkte etc.) im Rahmen von Befragungen konkretisiert werden (vgl. Brown/Perkins 1992, 288; Pahl 1974, 68). Und auch die bloße

---

33 Sozialtechnik meint „die Anwendung verhaltenswissenschaftlicher Gesetzmäßigkeiten zur Beeinflussung des sozialen Lebens“ (Weinberg/Besemer 1999, 241) – in diesem Falle also die Nutzung des vorhandenen Wissens bezüglich der Ausbildung und Aufrechterhaltung raumbezogener Bindungen.

„Bereitstellung“ von Beteiligungsangeboten wird nicht ausreichend sein, wenn den BewohnerInnen eine Betroffenheit gar nicht bewusst ist: Speller beispielsweise fand heraus, dass auch Betroffene, die Einfluss auf Planungsentscheidungen und die Gestaltung ihrer Wohnumgebung nehmen konnten, an der Umsetzung emotional und symbolisch wichtiger Aspekte scheiterten, gerade weil sie sich der vorhandenen Bindungen nicht bewusst waren: dieses Scheitern „stems from participants not being aware of the more complex and deeper issues affecting them“. Der Wert des Bisherigen und die Betroffenheit zeigten sich vielmehr erst im Angesichts des Verlustes: sie „appear to become salient when the objects or places, the subjects of these feelings, are no longer available“ (Speller 2000, 17f.). Die Latenz der Bindungen müsste folglich als Aspekt in die Planung und „Bedürfnisforschung“ Eingang finden (vgl. zum Problem der Bedürfnis- versus „Bedarfs“forschung Brede/Siebel 1977).

Lost in Transformation?

Raumbezogene Bindungen im Wandel städtebaulicher  
Erneuerungsmaßnahmen

Sievers, K.

2015, VII, 229 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-07403-6